



Berlin, den 10. August 1901.

Schulreform.

Die neue Schulreform — an diesen stolzen Namen haben wir uns ja allmählich gewöhnt — ist nun endlich abgeschlossen. Die Lehrpläne, die das Kultusministerium ausgearbeitet hat, sind erschienen. Eine Ueberraschung haben sie nicht mehr gebracht: war doch durch den kaiserlichen Erlaß vom sechsundzwanzigsten November und die Diskussionen der Schulkonferenz vom Juni vorigen Jahres die Richtung bereits vorgezeichnet, in der sie sich bewegen mußten. Tiefe Eingriffe in das Bestehende bringen sie nicht: eine nicht eben wesentliche Vermehrung der wöchentlichen Stundenzahl, einige Verschiebungen in der Vertheilung der Stunden an die verschiedenen Sprachen, eine Anzahl zutreffender und einige weniger zutreffende Bestimmungen in Bezug auf Lehrziele und Methoden. Die weiteren Kreise, auch der Eltern, werden von Alledem wenig bemerken; und doch erhält man, wenn man diese neuen Lehrpläne und Lehraufgaben mit jenen allgemeinen Bestimmungen zusammen übersieht, zweifellos den Eindruck: hier ist ein Schritt vorwärts gethan. Nicht mehr als ein Schritt, — aber doch immerhin vorwärts. Und ein Schritt ist viel, wenn damit ein lange festgehaltener rückständiger Standpunkt aufgegeben und eine neue Richtung eingeschlagen ist.

Und Das ist hier der Fall. Was unserem Schulwesen vor Allen nöthig geworden war, ist: eine größere Freiheit der Entwicklung nach innen und nach außen. In den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts zeigte sich bei Behörden und Parteien eine bedenkliche Neigung, die Gestaltung der höheren Schulen im Ganzen und im Einzelnen an feste Normen und Vorschriften zu binden und die Freiheit der Entwicklung damit zu unterbinden. Namentlich in den Lehrplänen von 1891 tritt diese Neigung hervor: nach außen hin eine möglichst genaue Vertheilung der Berechtigungen, nach

innen nicht minder genaue Vorschriften in Bezug auf Lehrziele und Stoffvertheilung. Vielleicht war es mit diesen Vorschriften im Einzelnen gar nicht so schlimm gemeint; sie wurden in der Praxis von den Schulbehörden ziemlich liberal gehandhabt. Dennoch mußte die bloße Thatsache, daß sie vorhanden und in amtlicher Geltung waren, nothwendig zu einer Art Uniformirung der höheren Lehranstalten und damit zur Schablone führen. Eine solche aber entspricht eben so wenig den Bedürfnissen einer lebensvollen und wirksamen Volkserziehung wie dem deutschen Empfinden, das zu jeder Zeit eine kraftvolle Eigenart höher gehalten hat als eine künstliche Gleichmacherei. Sehr richtig bemerkte Paulsen im Jahre 1897: „Wir sind gegenwärtig der Gefahr der Erstarrung in äußerlicher Gleichförmigkeit mehr ausgesetzt als der Gefahr der Zerstreung und Isolirung.“ Was er als wünschenswerth bezeichnet, ist: „Nicht die Herrschaft einer Partei in der Schule oder die abwechselnde Herrschaft aller Parteien, sondern größere Selbständigkeit und Individualisirung, so daß in verschiedenen Schulen, entsprechend der Richtung der leitenden Persönlichkeiten, die verschiedenen Richtungen im Leben durchschimmerten, ähnlich wie es jetzt in den Fakultäten verschiedener Universitäten der Fall ist. Daß die Schulen bloß Nummern sind, auf denen überall der selbe Faden gesponnen wird, ist freilich äußerlich für vagirende Familien bequem, sonst aber doch nicht eben ein Zeichen geistigen Reichthums.“

In doppelter Hinsicht nun zeigt die Neuordnung das Bestreben, eine freiere Entwicklung anzubahnen. Was die innere Gestaltung des Unterrichtswesens betrifft, so ist die Wahl zwischen Englisch und Französisch nach den lokalen Verhältnissen den einzelnen Anstalten, die Wahl zwischen Griechisch und Englisch, freilich innerhalb sehr enger Grenzen, sogar den einzelnen Schülern frei gegeben. Eine zeitweilige Verschiebung der Stundenzahl innerhalb einzelner Fachgruppen ist gestattet. Die Pensa sind nicht überall mehr auf die Klassen vertheilt und die Lecture nicht überall ins Einzelne bestimmt. Das Alles ist freilich nicht sehr viel, aber immerhin ein Anfang. Wichtiger für das praktische Leben der Nation und darum für weitere Kreise von Interesse ist die sogenannte Berechtigungsfrage. Auch hier tritt uns das selbe Bild vor Augen. Die Gleichberechtigung der verschiedenen neunklassigen Lehranstalten ist wenigstens im Grundsatz ausgesprochen und ihre praktische Verwirklichung zwar durch das geforderte Vorexamen der nicht gymnasialen Abiturienten noch gehemmt, doch im Ganzen immerhin wesentlich erleichtert.

Die Beseitigung der Vorrechte des humanistischen Gymnasiums aber ist das nächste Ziel, auf das die Entwicklung unserer Verhältnisse hindrängt. Die Aufhebung dieser Vorrechte bedeutet an sich noch keineswegs den Verzicht auf die humanistische Bildung überhaupt. Nur müssen ihr andere Bildungsformen an die Seite gestellt oder, richtiger, ihnen muß die Freiheit gegeben

werden, sich ihr an die Seite zu stellen, ihre erziehende Kraft mit der des Humanismus zu messen. Es kommt für alle diese Bildungsformen darauf an, ihre Lebenskraft zu beweisen. Das Gesetz, das alles Dasein an den Kampf ums Dasein bindet, soll auch auf das Gebiet der Geisteskultur und auf die Schule Anwendung finden. Nur das Lebensfähige soll Geltung haben, aber auch alles Lebensfähige; eine einzelne Bildungsform darf, weil sie einst diese Lebenskraft bewiesen hat, nicht mehr im Alleinbesitz ihrer Rechte verharrten, gegen jeden Angriff durch den historischen Besitz eben dieser Rechte geschützt. Sonst erwächst die Gefahr, daß, während die äußere Geltung unerschütterter dauert, die innere Lebenskraft allmählich verfliehet und auch hier die warnende Schilderung des Dichters zutrifft:

„Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Minne dauern,
Mag das trügliche Bild lebender Fülle bestehen;
Bis die Natur erwacht und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit.“

Das haben endlich auch die pädagogischen Vertheidiger des humanistischen Gymnasiums eingesehen. Nachdem sie lange starr und ablehnend an dessen Vorrechten festgehalten haben, sind sie allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie sich dem Wettstreit mit den jüngeren Schulen und Bildungsformen nicht länger durch äußere Machtmittel entziehen können, ohne den gefährlichen Schein der inneren Schwäche auf sich zu laden. Sie haben ihre Taktik verändert und erhoffen den Sieg ihrer Sache nun gerade von jenem Wettstreit, den sie bisher gemieden haben. Und sie nehmen damit sicher die einzige Stellung ein, die einer großen und gerechten Sache würdig ist.

Mit dieser Wendung der Dinge könnten nun, so sollte man meinen, alle Theile zufrieden sein: sehen doch die Vorkämpfer des Neuen alle ihre Forderungen damit erfüllt. Welche also sind die Hindernisse, die einer Lösung in diesem Sinn immer noch entgegenstehen und die auch diesmal, wenn auch vermuthlich zum letzten Male, bewirkt haben, daß die Neuordnung, trotz dem kaiserlichen Machtwort, trotz dem guten Willen der Unterrichtsbehörde, diesem Machtwort zu entsprechen, nicht völlig durchgeführt, sondern durch einen Zustand ersetzt wird, den jeder Einsichtige von vorn herein als provisorisch erkennen muß? Diese Hindernisse erwachsen nicht aus der Sache selbst, nicht aus irgend welcher inneren Unmöglichkeit. Sie erwachsen auch nicht aus äußeren Realitäten, sondern vielmehr aus Vorurtheilen und Ueberlieferungen sozialer und politischer Natur. Das soziale Moment ist ganz einfach die Besorgniß der akademisch gebildeten Berufsklassen — oder wenigstens einiger von ihnen —, durch die Zulassung anderer als gymnasialer Abiturienten einen allzu starken Andrang neuer Elemente zu erhalten, der zugleich dem Einzelnen das Fortkommen erschweren und den ganzen Stand sozial herab-

drücken würde. Namentlich in einigen Aeußerungen und Eingaben ärztlicher Vereinigungen tritt dieser Standpunkt unverhüllt hervor. Es wird dort erklärt, die Mediziner dürften auf die gymnasiale Vorbildung nicht verzichten, so lange die Juristen an ihr festhielten, da sie sonst Diesen gegenüber an ihrer sozialen Stellung Einbuße erleiden würden. Sie hätten aber auch um so weniger Veranlassung dazu, als der Zubrang zu dem ärztlichen Beruf ohnehin größer als erwünscht sei. Diese Erziehung der *beati possidentes*, die sich in ihrem Besitz bedroht fühlen, klingt fast naiv. Und doch wird man es nur begreiflich finden müssen, daß ein einzelner Stand keine Lust dazu hat, dem Andrang neuer Elemente Thor und Thür weiter zu öffnen, als die anderen Stände es thun. Aber die gefürchtete Gefahr, durch Zulassung der Konkurrenz die geschäftliche Monopolstellung zu verlieren, ist mit dem Augenblick beseitigt, wo die Schranken eben für sämtliche Berufe fallen und wo insbesondere der führende, weil regierende Juristenstand sich der neuen Anschauung zu unterwerfen bereit ist. Es geht ein unverbürgtes Gerücht, daß die Absicht des Unterrichtsministers, die volle Berechtigung zur Thatsache zu machen, an dem Widerstande seines Kollegen von der Justiz gescheitert ist. Und wenn dieses Gerücht, was die persönliche Stellungnahme der Herren betrifft, der Wahrheit nicht entsprechen sollte —: der tieferen Wahrheit der sachlichen Verhältnisse entspricht es gewiß. Aber die Erfahrung lehrt immer wieder, daß sich künstliche Schranken im Interesse eines einzelnen Standes nicht aufrecht erhalten lassen; und dieser Erfahrungen werden sich auf die Dauer auch wohl unsere Juristen nicht entziehen können.

Was aber die Gefahr der Ueberfüllung der akademischen Berufe betrifft, so ist auch hier nicht einzusehen, wie eine Verschiedenheit der Vorbildung, statt der einheitlichen Regelung, zu einer solchen führen sollte. Handelt es sich doch weder um eine Verkürzung noch um eine Erleichterung des Bildungsganges, sondern nur um die Freiheit seiner sachlichen Gestaltung. Durch eine plötzliche Neuordnung könnte also höchstens eine momentane Verschiebung des Zubranges innerhalb der akademischen Berufsclassen herbeigeführt werden. Solche Schwankungen aber stellen sich auch ohne Neuordnungen ein, wie die augenblickliche Ueberfüllung des Bauwesens und dem gegenüber der an Oberlehrern herrschende Mangel beweist.

Einigermaßen tieferer und edlerer Natur sind diejenigen Bedenken gegen die erwünschte Neuordnung, die ich als politische bezeichnen möchte. Handelt es sich doch um den Bruch mit einer Jahrhunderte langen Tradition, einer Ueberlieferung, die mehr als einmal eine Blüthe geistigen Lebens gezeitigt hat und der das deutsche Leben, der insbesondere auch der preussische Geist einen Theil seines besten Inhaltes zu verdanken hat. Darf man da staunen, daß Viele, die in diesen Traditionen erzogen und ergraut sind, von

einer Aenderung nichts wissen wollen, daß das klassische Alterthum ihnen noch heute der einzig mögliche Erzieher zu sittlicher und geistiger Kultur scheint?

Und ganz besonders schwer wird diesen Vertretern der Tradition der Uebergang zum Neuen, weil sie nicht ein bestimmtes, greifbares Neues vor sich sehen, sondern verschiedene Gestaltungen, die wettstreitend neben einander treten, weil es sich nicht um eine Neuordnung in dem einheitlichen und fest geregelten Sinn handelt, wie sie die allein berechnete humanistische Bildung darstellt. Zu einer solchen Neuordnung würde sich mancher preussische Beamte entschließen können, auch wenn ihr Inhalt seinen persönlichen Anschauungen nicht entspräche. Aber Freiheit des Bildungsganges zu gewähren, die Vorbildung des höheren Beamten, des Arztes, des Gelehrten von dem Belieben der Eltern oder der Schüler selbst abhängig zu machen: Das ist es, was der preussischen Tradition, ja, dem Geist des preussischen Staatswesens überhaupt zu widersprechen scheint. Denn bei uns ist die Schule, ist insbesondere das Gymnasium das Kind des Staates. Der Staat hat sich nicht nur seine Beamten, sondern auch seine Bürger erzogen; nicht ist, wie in manchen anderen Ländern, der Staat selbst das Erzeugniß der bereits vor ihm vorhandenen Geisteskultur. Man wird sich trotzdem entschließen müssen, auf eine solche Abweichung von der Tradition einzugehen. Der Werth einer Erziehung zeigt sich eben darin, daß sie den Jüngling selbständig macht und ihn allmählich befähigt, die Wege selbst zu wählen, auf denen er den Zielen zustrebt, die ihm der Erzieher gewiesen hat. Gewiß: es war eine Wohlthat für das preussische Volk, daß ihm die Zedlig und Humboldt die Wege vorzeichneten, auf denen seine Beamten und Gelehrten sich allein ihre Bildung erwerben durften. Aber eben die Folge dieser wohlthätigen Bevormundung ist es, daß das preussische und deutsche Volk ihrer heute nicht mehr bedarf. Das geistige Leben und nicht minder der sittliche Idealismus sind entwickelt genug, um das Vertrauen zu rechtfertigen, das heutige Geschlecht werde im Stande sein, die Wege zu finden, die seinen geistigen und sittlichen Bedürfnissen entsprechen. Und sollte den drei oder vier Arten von höheren Schulen, die wir heute haben, sich noch eine fünfte und sechste als gleichberechtigt an die Seite stellen: um so besser! Wird doch der Staat sich immer das Recht wahren können, ihre Entwicklung zu beaufsichtigen und dafür Sorge zu tragen, daß ihre Lehrziele nicht zu niedrig und nicht zu hoch gesteckt sind, daß die gestellten Aufgaben denen des bürgerlichen Lebens entsprechen.

Ein Anfang ist gemacht; und wir dürfen hoffen, daß spätere Neuordnungen auf diesem Wege fortschreiten und so die Möglichkeit einer vielfachen und doch im Inneren einheitlichen, weil auf dem gemeinsamen Bedürfniß der Nation beruhenden Bildung gewähren.

Professor Dr. Rudolf Lehmann.



Schlegel-Tieck.

Die sogenannte schlegel-tieckische Shakespeare-Üebersetzung ist neuerdings mehrfach zum Gegenstande der Kritik gemacht worden. Den Anlaß dazu bot hauptsächlich der Umstand, daß angesehene Philologen wie Bernays und Brandl diese Uebersetzung auf die selbe Stufe wie die klassischen Meisterwerke unserer nationalen Dichtung stellten und an ihrem Wortlaut auch da festhielten, wo der Sinn des Dichters unzweifelhaft verfehlt war. „Kein fremdes Wort ist in den Text gelangt; auch keins, das Schlegel und Tieck mit Absicht verwarfen“, heißt es im Vorwort einer neuen, viel gerühmten Ausgabe. Und eben dort wird erklärt, daß „das subjektive Ermessen“, das beim Uebersetzer allein entscheide, was er von dem Original opfern dürfe, „im Allgemeinen doch bei Schlegel und Tieck das glücklichste gewesen sei.“ Welche Zauberkraft liegt doch in bloßen Namen und besonders in den Namen Schlegel und Tieck! Schlegel hat wohl immer für einen unserer größten Uebersetzer gegolten; aber wer hätte je Tieck zu ihnen gezählt? Und wie kann man gar von seinem Uebersetzerakt bei einer Arbeit sprechen, zu der er kaum mehr als den Namen hergegeben hat und von der er ausdrücklich erklärte, sie nicht in jeder Wendung und jedem Ausdruck vertreten zu können? Bekanntlich wurden die unter Tiecks Namen gehenden Stücke von „jüngeren Freunden“, dem Grafen Wolf Baudissin und Dorothea Tieck, des Dichters Tochter, übertragen; Tieck selbst hat nur gelegentlich eine Aenderung vorgenommen, die nachweisbar oft eine Verschlechterung war, wie man schon früher vermuthete und wie jetzt zum Ueberflus von Bernays aus den Handschriften Baudissins nachgewiesen ist. Tiecks Verständniß des shakespeareischen Textes wurde im Jahre 1846 von Nikolaus Delius in einer kleinen Schrift: „Die tieckische Shakespearekritik“ beleuchtet. Delius rügte namentlich bei Tieck das „nicht selten auf wirkliche Ignoranz hinauslaufende Ignoriren fester, für jeden Engländer, mithin auch für Shakespeare giltiger grammatischer Regeln“ und sagte sein Urtheil dahin zusammen, daß Tiecks „Interpretation eben so viel Mangel an philologischem Sinn, an Kenntniß der englischen Sprache wie Ueberflus an Phantasie verrathe“. Schlegel hatte darum energisch auf einer Säuberung seiner Arbeit von Tiecks „Verbesserungen“ und Anmerkungen bestanden und Delius rieth Tiecks „jüngeren Freunden“, sie möchten, „Schlegels löblichem Beispiel folgend, auf eine Entfernung der tieckischen Anmerkungen zu und der tieckischen Spuren aus ihren Uebersetzungen dringen.“ Freilich, fügt er hinzu, würde der viel versprechende Titel „Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck“ dann noch weniger als schon heute eine Wahrheit sein. Während also eine Verweisung auf Ludwig Tiecks Shakespeareverständniß und subjektives Ermessen höchstens dazu bei-

tragen kann, eine unter seinem Namen gehende Uebersetzung zu diskreditiren, rechnet man mit der Ignoranz des großen Publikums und bietet ihm aus Pietät gegen Schlegel und Tieck vielfach — namentlich in Dorotheas Arbeiten — offenbaren Unsinn, der weder den Sinn Shakespeares noch irgend welchen Sinn ergibt. Das Publikum, das dunkle Schulerinnerungen an den Schwulst und die überladene Diktion Shakespeares hat, nimmt Dergleichen dann geduldig hin und führet solche verunglückte Stellen vielleicht sogar als Beweis für diese Eigenthümlichkeit von Shakespeares Sprache an. Ob man eine solche Sünde gegen Shakespeare, wie es das eigensinnige Festhalten an allen Fudeleien der Dorothea Tieck bedeutet, auch dann wagen würde, wenn ihre Arbeit nicht durch die Namen Schlegel-Tieck geschützt wäre?

Es lag auf der Hand, daß der Dichter nicht dauernd zu Gunsten seiner Uebersetzer preisgegeben werden durfte, — und so griff ein hervorragender Anglist zu dem Auskunftsmittel, daß er in Noten unter dem Text und in „Anmerkungen“ und „Lesarten“ am Schluß des Bandes nachtrug oder berichtigte, was der Uebersetzer ausgelassen oder falsch wiedergegeben hatte. Um die Tauglichkeit dieses Verfahrens zu prüfen, schlage man zum Beispiel „Romeo und Julia“ in der von Brandl besorgten Shakespeare-Ausgabe des Bibliographischen Institutes auf: man wird mit Staunen wahrnehmen, daß man an vier Stellen sich mühsam zusammensuchen muß, was Shakespeare eigentlich sagen wollte. War ein solcher Text für den einsamen Leser schon nicht besonders geeignet, da er die unbefangene Hingabe an den Dichter hinderte, so war er völlig unbrauchbar zum Vorlesen oder für Bühnenezwecke. Während man nicht müde wird, zu rühmen, welchen Vorzug unser moderner deutscher Shakespeare vor dem durch seine alterthümliche Sprache im heutigen England schwer verständlichen originalen Shakespeare habe, giebt man leichtem Herzens diesen einzigen Vorzug philologischen Grillen zu Liebe auf. Denn anders kann man es kaum nennen, wenn Brandl druckt:

Nicht mehr soll dieses Bodens durst'ger Schlund
Mit eigner Kinder Blut die Lippen färben,
Nicht Krieg mehr ihre Felder schneidend furchen
Noch ihre Blumen mit bewehrten Hufen
Des Feinds zermalmen

und in einer Anmerkung uns belehrt, daß Schlegel ursprünglich statt „Boden“ Erde geschrieben und das zweimalige „ihre“ sich darauf bezogen habe. Hier war es doch wahrlich angebracht, einmal zu fragen, ob in der Rücksicht auf den Uebersetzer nicht schon das statthafte Maß überschritten war und wir nicht zu einer Ueberschätzung einer in mancher Hinsicht ausgezeichneten Leistung neigten. Diese Frage war um so mehr gerechtfertigt, als andere Uebersetzer, wie noch zuletzt Friedrich Theodor Vischer, mit spielender Hand manche

Schwierigkeit überwunden hatten, deren Schlegel und seine Fortsetzer nicht Herr geworden waren.

Um zu einem richtigen Urtheil über unsere deutsche Shakespeare-Uebersetzung zu kommen, muß man sich vor dem gewöhnlichen Fehler hüten, daß man zwischen den Antheilen der verschiedenen Uebersetzer nicht unterscheidet und Lob und Tadel, die für einzelne Stücke berechtigt waren, auf das Ganze ausdehnt. Die Uebertragung ist, trotzdem man Das immer wieder glauben machen will, so wenig aus einem Guß, daß ein beträchtlicher Unterschied zwischen Schlegel und seinen dreißig Jahre nach ihm kommenden Fortsetzern und hier wieder zwischen Daudissin und Dorothea Tied besteht. Unstreitig ist Schlegels Shakespeare-Uebersetzung auch die Glanzleistung dieses großen formalen Talents und oft hat er in meisterhafter Weise sein Programm erfüllt: „Schritt vor Schritt dem Buchstaben des Sinnes zu folgen und doch einen Theil der unzähligen, unbeschreiblichen Schönheiten, die nicht im Buchstaben liegen, die wie ein geistiger Hauch über ihm schweben, zu erfassen.“ Namentlich wird sein Julius Caesar immer bewundert bleiben; Ton und Färbung des Originals sind ausgezeichnet getroffen. Doch sind nicht alle Uebersetzungen gleich gelungen. Während Schlegel anfangs den ersten Entwurf mehrmals umarbeitete und mit größter Sorgfalt prüfte und feilte, bis er sich genug that, schickte er später den ersten Entwurf unmittelbar in die Druckerei und arbeitete so rasch, daß er zwei Akte von Heinrich dem Sechsten in sechs Tagen bewältigte. Natürlich reichten diese späteren Uebersetzungen — es handelt sich dabei zum Glück um die nicht sehr viel gelesenen Historien — nicht an die früheren heran; und Schiller stand nicht allein mit seinem Urtheil, wenn er fand, „daß sie sich viel härter und steifer läsen als die ersten Bände“ (an Goethe am zweiundzwanzigsten Oktober 1799). Dazu kam eine Neigung zum Archaisiren, die ihn gelegentlich zu ganz unverständlichen Ausdrücken greifen läßt. So heißt es im vierten Akt von Richard dem Zweiten:

Auf Einen nach (exoepting one) wollt' ich, Der wär der Beste
In diesem Kreise, der mich so gereizt.

Brandl sieht sich zu einer erläuternden Note genöthigt und muß auch das ein paar Verse später folgende „Rage“ durch „Feigling“ erklären. Wittemeister übersehte einfach:

Ich wollt', es wär' der Beste (bis auf Einen)
In diesem Kreise, der mich so gereizt.

Zu den Alterthümlichkeiten kommen sprachliche Härten, namentlich Veräuzungen, die sich Schlegel in großem Umfang erlaubt; zum Beispiel: „Summ'“, „Nemm'“, „Eu'r Gatt'“, „das Böß“, „bindt Eu'r Haar auf“, was nur für das Auge ein Plural ist. Zwei Verse des Kaufmanns von Venedig lauten:

Wein' Tochter, mein' Dukaten — o mein' Tochter!
Fort mit 'nem Christen — o mein' christliche Dukaten!

Auch gegen den Stil und manche Einzelheiten von Schlegels Arbeit lassen sich Einwendungen machen, ohne daß aber dadurch sein Ruhm, als Shakespeare-Uebersetzer bahnbrechend gewirkt zu haben, gefährdet würde.

Ueber Schlegels Fortsetzer urtheilte Friedrich Theodor Vischer: „Diese haben das streng Shakespeariſche nicht ausgewiſcht, nicht abgeglättet, aber ſie behandeln die Sprache ſo hart, daß es ein richtig organiſirtes Ohr kaum verträgt. Die Konſonantenhäufungen ſind ungenießbar. Vieles iſt überdies ganz dunkel ausgedrückt; und es kommen auch Verſtöße gegen den Bau der deutſchen Sprache vor.“ Hier werden Baudiffin und Dorothea Tieck nicht getrennt: der Abſtand gegen Schlegel ſchien Viſcher ſo groß, daß es ihm auf ein Viſchen mehr oder weniger nicht ankam. Dennoch wird man Baudiffin weit über Dorothea ſtellen müſſen. Er war ein tüchtiger, wenn auch keiner unſerer größten Uebersetzer und ſeine Uebertragungen Shakespeares bilden im Ganzen eine achtungwerthe Leiſtung. Prüft man aber näher und nimmt etwa Antonius und Kleopatra vor, ſo wird man Viſchers Vorwurf der Härte und Dunkelheit durchaus beſtätigt finden.

Von Dorotheas Arbeiten kann man getroſt ſagen, daß ſie ihr Anſehen nur dem Namen, unter dem ſie gingen, und der Verbindung mit der glänzenden Leiſtung Schlegels und der immerhin tüchtigen Baudiffins verdankten. Dorothea hatte erſt zum Zweck ihrer Uebersetzung Engliſch erlernt und hatte dieſe Sprache noch lange nicht bemeiſtert, als ſie ihre Arbeit begann. Um ihre Herrſchaft aber den deutſchen Ausdruck iſt es ebenfalls ſchlecht beſtellt: es fehlt ihm an Kraft und Klarheit. Man kann ſich daher denken, was herauskommen mußte, wenn ſie mit ihrem ungenügenden ſprachlichen Verſtändniß ein ſo konzijes und gedrungenes Werk wie Macbeth in ihrer breiten, verwässernden Weiſe zu überſetzen unternahm. Es giebt unter den vielen Macbeth-Uebersetzungen vielleicht ein paar ſchlechtere, aber gewiß auch ein halbes Duzend beſſere als die von Dorothea Tieck, die aber trotzdem natürlich an dem Ruhm der Geſamtüberſetzung, „klaſſiſch“ zu ſein und die deutſche Shakespeare-Uebersetzung darzuſtellen, Theil hat und daher neuerdings uns mit „Verſarten“ dargeboten wird. Seit dem Erſcheinen von Viſchers Macbeth-Uebersetzung hat Hermann Conrad in dem von Brandl redigirten „Archiv für neuere Sprachen“ (Bd. 106, S. 71 bis 88) Dorothea Tieck und F. Viſcher als Macbeth-Uebersetzer verglichen und dabei das ſchon früher oft ausgeſprochene Urtheil über Dorotheas Arbeit durch zahlreiche Belege im Einzelnen beſtätigt. Ausdrücke wie „unüberlegt“, „ſinnlos“, „mißverſtanden“, „zugleich falſch und in ſchlechtem Deutſch“, „grobe Unwiſſenheit“, „ſolide Unkenntniß der engliſchen Sprache“ begegnen in ſeiner Kritik auf jeder Seite. Dorotheas Uebersetzung nimmt nach Conrad „als poetiſche, ſtiliſtiſche und philologiſche Leiſtung eine tiefe Stufe ein.“ Die Uebersetzerin beſitzt nach

ihm „eine erstaunliche Leichtigkeit, reinen Unsinn auszusprechen. Sie überlegt weder Das, was Shakespeare hat sagen wollen, noch Das, was sie sagen will, gründlich, sie greift gedankenlos in das deutsche Sprachmaterial hinein und merkt gar nicht, daß Das, was sie zu Sätzen zusammenstellt, gänzlich ungerichtet ist. Von Schlagkraft des Ausdruckes und Sicherheit in der Beherrschung ihrer Muttersprache ist bei ihr nicht die Rede; fehlt ihr doch öfters sogar die Empfindung für die Inkorrektheit Dessen, was sie sagt. Was neben diesen Mängeln ihrer natürlichen Verstandes- und Sprachbegabung ihr die Uebersetzung Shakespeares besonders erschwert, ist ihre zu geringe Kenntniß des Englischen.“ Conrads Schlußurtheil lautet, daß Dorothea Tiefs „allbekannte, allverwandte und immerfort von Neuem aufgelegte“ Macbeth-Uebersetzung eine werthlose, die Wischers dagegen eine klassische Arbeit sei.

Drei Jahre vor dem tiefischen Macbeth war Philipp Kaufmanns Shakespeare-Uebersetzung (1830 bis 36) erschienen, die zehn der von Schlegel nicht verdeutschten Stücke umfaßte. Kaufmann wurde von Dingelstedt sehr geschätzt und von Karl Goedeke „der treueste und gewandteste unter allen Uebersetzern“ genannt. Auch Utrici sagt in der Einleitung zu der im Jahre 1867 von der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegebenen Uebersetzung, daß von den vielen Shakespeare-Uebersetzungen aus dem Anfang des Jahrhunderts keine die Schlegels erreicht habe, nur die unvollendet gebliebene von Philipp Kaufmann komme ihr einigermaßen nahe. Daß seine Macbeth-Uebersetzung, mit der Dorotheas verglichen, bei größerer Treue dichterischer und kraftvoller ist, wird Jedem eine auch nur oberflächliche Prüfung zeigen. Ich hatte es als eine der Wunderlichkeiten bezeichnet, an denen die Geschichte des deutschen Shakespeare überreich sei, daß Kaufmann Dorothea Tieck hier nicht schon längst erzeigte. Ich dachte damals noch, daß das Gute vor dem anerkannt Schlechten kommen müsse. Inzwischen bin ich durch den Beschluß des Vorstandes der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft belehrt worden, daß das elendeste Gejudel, wofür es nur den Namen Ludwig Tieck an der Stirn trägt, „klassisch“ ist und den Vortritt vor einer anderen, noch so guten Leistung haben müsse.

Neben Kaufmann stehen noch manche tüchtige Shakespeare-Uebersetzer, die Dorothea Tieck und meist auch Vaudissin übertreffen, ja, oft mit Schlegel erfolgreich um die Palme ringen, aber durch das stete Verkünden der Unübertrefflichkeit des sogenannten Schlegel-Tieck nicht zur Geltung kommen konnten. Hier denke ich vor Allem an die Männer, die sich mit Bodenstedt und Dingelstedt zur Veranstaltung zweier neuen Uebersetzungen Shakespeares verbunden haben. Meister der Form und Uebersetzungskünstler wie Wildenmeister, Paul Heyse, Adolf Wilbrandt, L. Seeger und Andere hatten sich hier zusammengefunden und, wie zu erwarten war, vielfach Ausgezeichnetes

geleistet. Daß es trotzdem nicht gelang, ihre Arbeit statt der Uebersetzung von Schlegel und seinen Fortsetzern zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, lag in äußeren Verhältnissen begründet und beweist durchaus nichts gegen ihren Werth. Jeder neue deutsche Shakespeare, der die anerkannten und meisterhaften Uebersetzungen Schlegels nicht enthielt, stand beträchtlich im Nachtheil gegen eine Ausgabe, die Schlegel mit umfaßte, und Das war bis in die achtziger Jahre allein der in Reimers Verlag erschienene sogenannte Schlegel-Tiedt. Außerdem traten jene Uebersetzungen zu dem allernachtheiligsten Zeitpunkt aus Licht, nämlich um 1866, wo die politischen Wogen so hoch gingen, und obendrein machten zu gleicher Zeit drei neue Uebersetzungen, die bodenstedtische, die dingelstedtische und die der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, einander den Rang streitig. Die bodenstedtische präsentiert sich von vorn sehr unvortheilhaft: siebenunddreißig Bändchen auf schlechtem Papier bei beträchtlich höherem Preis als die alte Uebersetzung! Das Publikum schwankte. Eine Aussicht, die alte Uebersetzung zu verdrängen, hätte blos dann bestanden, wenn nur eine einzige neue Uebersetzung erschienen wäre, die alles von Schlegel meisterhaft Uebersetzte bewahrt hätte und von ihm nur da abgewichen wäre, wo man sicher war, ihn zu übertreffen, und die Vandiffins und Dorotheas Arbeiten durch bessere ersetzt hätte. Schlegels Uebersetzung war damals noch gegen Nachdruck geschützt; und diesem Umstand vor Allem und der gegenseitigen Konkurrenz der neuen Uebersetzungen haben wir es zuzuschreiben, daß wir noch immer an den nach Tiedt benannten Uebersetzungen laboriren und „Schlegel-Tiedt“ das „Handbuch des deutschen Volkes“ ist, ja, der Editorenbemühungen von Bernays und Brandl gewürdigt wurde. Das Scheitern der drei Versuche aus dem Ende der sechziger Jahre braucht man aber nicht etwa als einen Beweis für die Aussichtslosigkeit eines neuen Versuchs anzusehen; vielmehr spricht der Anflug, den diese Uebersetzungen trotz Alledem fanden, dafür, daß der Versuch gelingen konnte, wäre er unter günstigeren Umständen unternommen worden, hätte man frei mit Schlegel schalten dürfen und wären die guten neuen Uebersetzungen in einer Sammlung vereinigt worden, statt in dreien verstreut zu sein.

Bei einer kritischen Betrachtung des sogenannten Schlegel-Tiedt, die auch die anderen Uebersetzungen berücksichtigt, wird man also zu dem Resultat kommen, daß die drei Theile, aus denen er besteht, sehr ungleichartig und ihrem Werth nach sehr verschieden sind; daß Schlegel vielfach Ausgezeichnetes und Vandiffin meist Tüchtiges leistete, Dorothea aber oft unter der Mittelmäßigkeit bleibt; daß die Arbeiten der beiden zuletzt genannten Autoren mehrfach übertroffen wurden und kaum auf den Namen künstlerischer Leistungen Anspruch erheben können; daß überhaupt die ganze Uebersetzung nicht einen so guten deutschen Shakespeare darstellt, wie wir ihn brauchen — und auch

haben können —, und darum all die Schlagwörter wie „klassisch“ und der Apparat von „Lesarten“ u. s. w. übel angewendet waren. Auf der Feststellung dieser Thatsache mußte das Schwergewicht liegen, weil man erst, wenn darüber Einigkeit herrschte, auf Mittel und Wege sinnen konnte, einen besseren deutschen Shakespeare herzustellen. Ich hatte in meinen früheren Arbeiten die Meinung vertreten, daß hier nicht mehr eine Frage theoretischer Erwägung, sondern nur eine Frage des Könnens vorliege und so ziemlich Alles auf die Person oder Personen ankomme, die den Versuch unternähmen. Wie viel ist nicht über das Umarbeiten älterer Uebersetzungen gesagt worden! Und doch zeigt Bischofs „Hamlet“, daß eine solche Arbeit nicht nothwendig eine Fliedarbeit zu sein braucht. Ich beschränkte mich daher auf den Rath, nicht „durch das stete Verkünden der Unübertrefflichkeit Schlegels und seiner Genossen die heute lebenden Uebersetzer davon abzuhalten, Jene wirklich zu übertreffen“, und mahnte, falls der Versuch gemacht würde, „ihn zu ermuntern, statt durch das ewige Pochen auf Schlegel und Tieck den Uebersetzern die Lust an ihrer mühevollen Arbeit zu verleiden.“

So lagen die Dinge, als die Shakespeare-Gesellschaft zu ihrer diesjährigen Tagung zusammentrat und auch über die Frage des deutschen Shakespeare berieth. Die Aktion war mit einer gewissen Feierlichkeit eingeleitet worden und mit hervorragenden Namen gezielte Gutachten waren dazu angethan, der Behandlung ein stärkeres Relief zu geben. Als bald verkündeten denn auch die Zeitungen, der Vorstand habe sich „auf Grund eingehender Gutachten von Ludwig Fulda, Paul Heyse und Possart einstimmig gegen die Tadler der schlegel-tieckischen Shakespeare-Uebersetzung ausgesprochen und es für unthunlich erklärt, eine Organisation zu schaffen, um dies Hausbuch des deutschen Volkes zu überbieten.“ Ein paar Tage darauf nahm Professor Max Förster aus Würzburg, ein junger Anglist, der sich als einen der kommenden Männer zu fühlen scheint und sich einstweilen übt, im Ton der Autorität über Fragen seines Faches zu sprechen, das Wort, um in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung (Nr. 100) diesen Beschluß des Vorstandes der Shakespeare-Gesellschaft zu rechtfertigen. Er bewies seine Kompetenz, hier mitzusprechen, durch das Geständniß, daß „seinem Gefühl nach“ Dorothea Tiecks Macbeth „oft zehnmal poetischer“ sei als die „freilich korrektere Uebersetzung Bischofs“, warnte vor dem „Hineinrutschen in ein Kunstwort“, hob, unter Berufung auf Paul Heyse, hervor, die schlegel-tieckische Uebersetzung sei „einheitlich in Ton und Farbe“ und „ihre Form besitze das Wichtigste, was eine Dichtersprache haben könne: Stil“, und mahnte schließlich das deutsche Volk, „sich im Glauben an seinen liebgewonnenen deutschen Shakespeare nicht irre machen zu lassen.“ Besonderen Eindruck sollte die Berufung auf Heyses Bemerkung machen: „Zu wenig

ahnt ein philologisch geschulter Kopf, dessen höchste Norm die ‚Akrilie‘ zu sein pflegt, von der Nothwendigkeit, Kompromisse zu schließen, Opfer am Wortlaut zu bringen, um den Gedanken so prägnant wie möglich zu fassen“. Jedermann mußte danach glauben, daß die Gutachten sich mit überwältigenden Gründen für den hohen dichterischen Werth der Gesamtübersetzung ausgesprochen hätten. Schade nur, daß bloß Bevorrechtigte wie Förster Einblick in diese Gutachten erhielten, die man erst 1902 zu veröffentlichen gedachte. Glücklicher Weise ließ man sich jedoch noch im letzten Augenblick herbei, sie schon jetzt allgemein zugänglich zu machen, und so kann sich Jedermann überzeugen, daß Paul Henje ungefähr das Gegentheil von Dem sagt, was Förster ihn sagen läßt. Man hatte die Ansichten von Ludwig Fulda, Paul Henje und Adolf Wilbrandt eingeholt. Die der zuletzt genannten Schriftsteller mußten besonders gewichtig sein, weil sie sich selbst als Uebersetzer Shakespeares versucht und dabei gesehen hatten, was geleistet war und was überhaupt geleistet werden konnte. Henje bewundert Schlegels Arbeit sehr. Er erkennt ihr Stil zu und nennt sie in Ton und Farbe einheitlich. Aber dies nur für Schlegel geltende Urtheil dehnt Förster auf seine Fortsetzer aus. Mit solcher Leichtfertigkeit verfahren die Leute, die sich für berufen halten, das deutsche Volk „in Glauben an seinen liebgewonnenen deutschen Shakespeare“ zu bestärken. Würde Jemand, der der Uebersetzung von Baudissin und Dorothea Zief Stil beilegen und Dies gar als Ansicht Paul Henses ausgeben konnte, nicht besser thun, sein fein entwickeltes Stilgefühl in Zukunft nur an mittelenglischen Denkmälern dritten oder vierten Ranges zu bethätigen?*) Ueber die Fortsetzer bemerkt Henje: „Mancher Stellen hätte Schlegel selbst sich nicht zu schämen brauchen. Um so übler nehmen sich daneben die matten, unbeholfenen oder völlig verfehlten aus und an die Herstellung einer Stileinheit ist daher durch eine noch so durchgreifende letzte Hand an diesen Stücken nicht zu denken.“ Wo hatte Förster seine Augen und Gedanken? Ausdrücklich erklärt Henje, daß „die große Aufgabe der Fortsetzung des von Schlegel so glorreich Begonnenen ganz von Neuem in Angriff genommen werden müsse.“ In einem späteren Brief bemerkt er ergänzend, daß Schlegel ungefähr geleistet, was billiger Weise gefordert werden konnte, und fährt fort: „Baudissin sowohl wie der trefflichen Dorothea hat es nun freilich an dem Sinn und Talent

*) Das selbe voreilige und unkritische Absprechen zeigt Förster auch in seinen Bemerkungen über Evidans Besserungsversuche. „Zehnmal poetischer“ ist ihm Schlegel. Man ermißt das ganze Gewicht dieser Worte, wenn man sieht, daß es sich fast um lauter Stellen handelt, die bei Schlegel ziemlich verunglückt und alles Andere als poetisch waren, wie zum Beispiel Nowbrays Worte über die Mitternachts in Richard dem Zweiten. Die ernsthafteste Kritik hat sich über Evidans ausnahmslos günstig ausgesprochen.

gefehlt, das hier Erreichbare zu erreichen. Ihre trockene Gewissenhaftigkeit hat vielfach Etwas zu Stande gebracht, das einer hölzernen Interlinear-Version ähnlich sieht. Hier käme es für den Fortsetzer Schlegels darauf an, möglichst in seinem Geiste das Leblose dichterisch zu beleben, die starren- und deutschen, wenn auch sehr englischen Konstruktionen aufzuschmelzen und die spröden Massen in einen Fluß zu bringen, der freilich noch immer ungefüge Brocken mit sich führen wird.“ Heyse war dafür, daß im Interesse der Stileinheit die Ergänzung Schlegels von einem Einzigen unternommen würde. Um diesen Uebersetzer zu finden, schlug er vor, einen Preisbewerb auszusprechen „für die gelungenste Uebersetzung des selben Stückes, eines der schwierigeren und von Pandisün — denn Dorothea wäre leichter zu über-treffen — schon leidlich geschickt übertragenden.“ Adolf Wilbrandt schreibt an Brandl: die Frage, die der Gelehrte im Namen der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft an ihn stelle, sei ja gewissermaßen schon lange beantwortet durch die von Bodenstedt herausgegebene Sammelübersetzung, „deren Absicht und Ziel eben war, die von Schlegel verdeutschten Dramen zu noch höherer Vollendung zu führen, die anderen so sehr viel unvollkommeneren gründlich neu zu übersetzen. Ich behaupte nicht, daß diese neuen Arbeiten alle den früheren überlegen oder ebenbürtig sind; bei vielen bin ich davon innig überzeugt. Ich hatte oft Anlaß, zu vergleichen.“

Daß man das Gutachten Wilbrandts nicht für die Güte des sogenannten Schlegel-Tief und das Heyses nur mit den allergewaltsamsten Deutungen zu seinen Gunsten anführen konnte, liegt auf der Hand. Man zog daher vor, Wilbrandt überhaupt nicht zu nennen, und an seine Stelle mußten Ludwig Fulda und Ernst Posart treten. Es muß offen ausgesprochen werden, daß der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft sehr den Ernst vermissen ließ, in dem man erwarten durfte, die Berathung dieser Frage geführt zu sehen, wenn er, wie es den Anschein hat, diesen beiden nichtsagenden „Gutachten“ irgend welche Bedeutung beimah. Was blieb denn von Fuldas Gutachten übrig, wenn man die allgemeinen Deklamationen über verschiedene sehr wahre Themata abrechnet, zum Beispiel solche: daß eine Uebersetzung ein Kunstwerk sei, das vielleicht durch ein anderes Kunstwerk ersetzt, aber nicht verbessert werden könne; daß wir da, wo wir lieben, auch die Fehler mit-lieben; daß bei Uebersetzungen Verstöße gegen die buchstäbliche Richtigkeit nichts gegen den Geist des Ganzen verschlagen? Doch nur der Widerspruch, daß er das eine Mal den schlegel-tiefschen Shakespeare „unseren Shakespeare“ nennt, bei dem jede Veränderung, auch wenn dabei etwas Vollkommeneres herankommen sollte, verwerflich sei, da sie dem deutschen Volke seinen Shakespeare „entfremden“ würde, und später doch damit einverstanden ist, daß einige der schwächsten Uebersetzungen durch andere ersetzt werden, die fraglos besser

feien. Die Gefahr, daß dieser Shakespeare dem deutschen Volk als ein „fremder“ erschiene, hat Fulda mit einem Mal ganz vergessen. Fulda hätte sein Gutachten schreiben können, wenn er seit seinen Primanerjahren nie mehr einen Blick in einen deutschen oder englischen Shakespeare geworfen hätte.

Poffart endlich erblickt den Beweis für die Güte des Schlegel-Tieck in einer Vorliebe der Schauspieler, die mir überhaupt fraglich erscheint. Der Othello wird zum Beispiel noch oft nach der Uebersetzung des jüngeren H. Voss, bei der ihn bekanntlich Schiller berieth, aufgeführt. Meines Wissens benutzte Ludwig Barnay nur diese Uebersetzung. Poffarts Argument erhielt seine ganze Bedeutung durch den Zusatz: die Opernsänger bevorzugten auch die schlechten alten Uebersetzungen des Don Juan und Figaro vor den künstlerischen neuen. Wenn er dann von den „wahrhaft poetischen, schwungvollen Uebersetzungen“ des Schlegel-Tieck spricht, so ist an diesem Urtheil nur das „auf wirkliche Ignoranz hinauslaufende Ignoriren“ dugendmal bewiesener Thatsachen — um den Ausdruck von Delius zu variiren — bemerkenswerth. Dies Gutachten von Poffart hat nun, wie uns Förster ausplaudert, in der Vorstandssitzung „den letzten Zweifel verschwenkt“; und so kam denn jener Beschluß zu Stande. Er wich übrigens von der Form ab, in der er in die Presse gelangte, denn er lautete wörtlich: „Der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft sieht die Aufgabe einer sachlichen Nachbesserung von Schlegel-Tiecks Text in der Hauptsache als bereits geleistet an. Um aber eine poetische Uebersetzung dieser kläglichsten Uebersetzung zu organisiren, deren hoher Gesamtwertb soeben in öffentlicher Weise an den Tag gelegt wurde, dazu fühlt er sich außer Stande.“

Der Vorstand hatte zunächst einmal die Frage nach dem Werth der sogenannten schlegel-tieckischen Uebersetzung zu beantworten. Hierauf konnte es nur eine Antwort geben, da über diesen Punkt in den Gutachten Heyjes und Wilbraudes und in den früheren Erörterungen völlige Uebereinstimmung herrschte. Auch hatten die zwei Vorstandsmitglieder, die einmal in der Lage gewesen waren, daß sie Shakespeare in einer wirklich lesbaren deutschen Form bieten mußten, praktisch den selben Standpunkt eingenommen. Brandl hatte für seine in den „Geisteshelden“ erschienene Biographie Shakespeares stets Schlegels oder seiner Fortsetzer Text gebessert und vielleicht nicht einmal die Hälfte der Citate unverändert übernommen. Desselhüser erklärt im Vorwort seiner Volksausgabe, die „alten schlegel-tieckischen Uebersetzungen“ ihrer größeren „Popularität“ wegen abzudrucken, nicht den verbesserten Text, den die Shakespeare-Gesellschaft im Jahre 1867 herausgegeben hatte. Zu Wirklichkeit ändert er sehr oft, aber planlos — freilich, ohne es mit einem Wort hervorzuheben — und ungeschickte, falsche, ja, sinnlose Uebersetzungen blieben zu Tausenden stehen. Sein Macbeth ist gar eine zum großen Theil neue Uebersetzung und kaum viel schlechter als der von Dorothea Tieck. Alles Das segelt unter der Flagge

Schlegel-Tied und der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Wenn dagegen Andere diese Mängel hervorheben und Eidam eine systematische Verbesserung von wirklich berufenen Männern fordert, so ist Das eine Sünde, gegen die im Namen der „Stileinheit“ von Leuten wie Förster protestirt und über die von Hulda und Postart rührfällig deklamirt wird. Das deutsche Volk, sagt ein Anderer beweglich, müßte sich danach beinahe schämen, so lange an Schlegel-Tied geglaubt zu haben. Wie oft muß nicht das „deutsche Volk“ und der „Glaube an Schlegel-Tied“ vorhalten! Auf das Niveau solcher Sentimentalitäten hat man glücklich die Diskussion herabgedrückt. Der Vorstand gab die erwartete Antwort nicht, sondern holte wieder die alten Schlagwörter von dieser „klassischen“ Uebersetzung und ihrem „hohen Gesamtwerth“ hervor. Dies Verschleiern der einfachen Thatsache, daß der sogenannte Schlegel-Tied eben nicht „klassisch“ ist und keinen „hohen Gesamtwerth“ hat, paßt jedoch trefflich in das System der Halbwahrheiten und Bertuschungen, das nun einmal vom sogenannten Schlegel-Tied unzertrennlich scheint. Der Name schon: „Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von A. W. Schlegel und Ludwig Tied“ ist eine Unredlichkeit. Nicht redlicher ist es, wenn man von Tieds Shakespeareverständnis spricht, um die nach ihm benannten Uebersetzungen zu empfehlen, oder wenn man mit der Berufung auf Schlegel der ganzen Uebersetzung eine hohe Stufe der Vollendung unterschieben will. Der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft und Max Förster haben also nur die alte Tradition konsequent weitergeführt.

Was hätte denn nun die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft thun können, um die Bemühungen um einen besseren deutschen Shakespeare zu unterstützen? Zunächst einmal, wie ein auswärtiges Vorstandsmitglied anregte, „den Sachverhalt, in dem die Gutachten einig sind, anerkennen.“ „Wenn“, so schreibt dieser Herr, „von einer Unübertrefflichkeit der schlegel-tiedischen Uebersetzungen schlangweg geredet wird, so kann Das allerdings die Wirkung haben, daß die Versuche fähiger Uebersetzer, das wenig gut oder schlecht Uebertvagene besser zu machen, abgeschreckt und das Publikum mit einem Mißtrauen gegen alle solche Bestrebungen erfüllt werde.“ In zweiter Linie war zu überlegen, ob man nicht besonders schlechte Uebersetzungen, wie die des Macbeth von Dorothea, durch bessere, etwa die von Kaufmann, ersetzen könnte, statt in Dechelhäusers Ausgabe mit der Flagge der Shakespeare-Gesellschaft Minderwerthiges zu decken. Einen solchen effektischen Shakespeare ins Auge zu fassen, hatte ich vorgeschlagen. Dagegen hat man aus Gründen der Stileinheit protestirt. Als ob nicht Kaufmanns Arbeit weit mehr in Schlegels Geist und Stil wäre als die von Dorothea! Weiter haben Brandl und W. Dibelius im Shakespeare-Jahrbuch, Band 37, Seite 304, eingewendet, dieser Vorschlag könne in seiner Konsequenz dahin führen, daß man auch die einzelnen Akte

oder Szenen eines Stückes verschiedenen Uebersetzungen entnahmte, und ein so unkünstlerisches Beginnen gebührend vernurtheilt. Ich stimme Dem vollständig bei und habe nie Aehnliches gesagt oder gefordert. Aber wissen denn beide Herren nicht mehr, wie Brandl seinen Macbeth zusammenstoppelte? Er hat die von Schlegel übersehten Bruchstücke in Dorotheas Uebersetzung hineingeklebt und deren Mattheit dadurch erst recht sichtbar gemacht. Allerdings handelt es sich hierbei um Schlegel und Tied und im Bereich dieser Namen gelten ja die Gesetze der gewöhnlichen Logik nicht. . . . Demnächst möchte man wohl auch in eine Erörterung Dessen eintreten, was an Kritiken und Wünschen mit Bezug auf eine deutsche Shakespeares-Uebersetzung vorgebracht war. So begnügt man sich stets mit den summarischen Urtheilen über Schlegels „unübertreffliche“ Leistung und stellt es immer so hin, als ob Alle, die Manches an ihm zu tadeln haben, keinaliche Pedanten wären, die ängstlich an dem Wort des Dichters kleben. Denn wenn es auch Schlegels Ruhm ist, daß er meist dichterisch und wirksam übersetzt hat, so ist es doch eine leere Phrase, wenn man behauptet, er sei höchstens einmal dem Buchstaben untreu geworden, habe aber dafür den Sinn und die Kraft des Originales um so getreuer bewahrt. Ausdrücklich muß hervorgehoben werden, daß Schlegel mitunter da, wo es nicht auf wörtliche Treue ankam, wie bei lyrischen Stücken, wo es vielmehr nach Herbers Ausdruck galt, nicht „Wort mit Wort“, sondern „Sang mit Sang“ zu übertragen, den Ton des Originales ganz verfehlt hat. So namentlich bei dem Liedchen in „Wie es Euch gefällt.“ Das eine Liedchen von Amiens (zweiter Akt, siebente Scene) athmet eine winterliche Stimmung. Es singt von dem Winterwind, der weniger unfreundlich ist als der Menschen Ludauf, von der eijigen Luft, die aber weniger tief schneidet als vergessene Wohlthaten. Der Refrain feiert die Stochpalme (holly), deren grüne Zweige zur Weihnachtszeit den Schmuck des englischen Hauses bilden:

Heigh, ho! sing, heigh, ho! unto the green holly;
 Most friendship is feigning, most loving mere folly.
 Then, heigh, ho! the holly!
 This life is most jolly.

Die Winterstimmung hat Schlegel völlig verfehlt:

Heiße! Singt heiße! Den grünenden Bäumen!
 Die Freundschaft ist falsch und die Liebe nur Träumen!
 Drum heiße den Bäumen!
 Den lustigen Räumen!

Amiens früheres Liedchen (zweiter Akt) lautet bei Schlegel:

Unter des Laubdachs Gut
 Wer gerne mit mir ruht

Und stimmt der Kehle Klang
 Zu lust'ger Vögel Sang:
 Komm geschwinde! Geschwinde! Geschwinde!
 Hier nagt und sticht
 ' Kein Feind ihn nicht
 Als Wetter, Regen und Winde.

Der englische Text lautet:

Under the greenwood tree,
 Who loves to lie with me,
 And turn his merry note
 Unto the sweet bird's throat,
 Come hither, come hither, come hither:
 Here shall he see
 No enemy
 But winter and rough weather.

Wie viel von Shakespeares Süßigkeit ist in Schlegels steifer Nachbildung verloren gegangen! Niemand wird uns einreden wollen, daß hier das Höchste in deutscher Uebersetzungskunst geleistet worden sei. Dingelstedt und Andere haben hier im Wettkampf Schlegel zweifellos übertroffen.

Auch scheint mir grundsätzlich ganz falsch, daß man immer eine Ergänzung in Schlegels Stil fordert, wie zum Beispiel Paul Henje thut. Schlegels Stil ist nicht der Stil Shakespeares und es ist überhaupt unmöglich, in Schlegels Manier einige von Shakespeares späteren Stücken zu übertragen. Bei diesem wichtigen Punkt, den man bisher nicht beachtet hat, möge mir gestattet sein, einen Augenblick zu verweilen.

Als Schlegel seine Arbeit unternahm, lagen von Jambendramen unserer Klassiker — der „Nathan“ kam kaum in Betracht — nur „Don Carlos“, „Tasso“ und „Iphigenie“ vor. Obwohl der Vers des Don Carlos, namentlich in der „Thalia“-Fassung, unendlich dramatischer und für die Wiedergabe mancher Stücke Shakespeares weit geeigneter ist als der der beiden goethischen Dramen, so nahm Schlegel doch deren Sprache und dramatischen Vers zum Muster. Unmerklich modelte er seinen Dichter nach diesem Vorbild, glättete, schwächte ab und gab seinem Vers einen sanfteren Fluß, als er im Original hat. Die Thatsache ist oft genug hervorgehoben worden; daß ein Schlegelfanatiker wie Bernays es dem Uebersetzer noch zum Verdienst anrechnete, daß er „die sinnliche Gewalt und Derbheit des shakespeareischen Ausdrucks vielfach gemildert hat“, sei nur beiläufig bemerkt. Ueber dies Mildern könnte man noch leichter hinwegsehen als darüber, daß Schlegels abschleifende Versbehandlung den dramatischen Charakter der Rede oft wesentlich schädigte. Liest man Romeo, Richard den Dritten, Julius Cæsar auch nur in der Uebersetzung und vergleicht sie mit Macbeth und Lear, so fällt als-

bald auf, wie dort in der höchsten Leidenschaft Sprache und Vers noch immer richtig und gehalten sind, dagegen in den zwei letztgenannten, zeitlich späteren Werken der Vers oft zerbrochen wird, die Rede aus einem Vers in den anderen übergreift, bald stockt oder nur ruckweise vorrückt, um im nächsten Augenblick ungehemmt dahinzustürmen, wie aber gerade dadurch das Auf und Ab in den Gemüthsbewegungen der dramatischen Person wunderbar wiedergegeben wird. Schlegel hielt sich beinahe ganz an jene früheren Werke, deren Stil ihm kongenialer war — er hat aus der späteren Zeit Shakespeares nur den abgeklärten „Sturm“ übersetzt —; daher trat der Fall seltener ein, daß Shakespeare sich seiner Behandlung des dramatischen Verses allzu schwer einfügte. Im Hamlet, der eine Art Mittelstellung einnimmt, liegt er jedoch öfters vor. Man vergleiche nur den ersten Monolog des Helden bei Schlegel mit dem Original. Man stuzt gleich bei der ersten Zeile:

O schmelze doch dies allzu feste Fleisch . . .

die englisch ganz anders anmüthet:

O! that this too too solid flesh would melt . . .

Etto Ludwig warf Schlegel vor, daß er zuweilen die dramatische Sprache Shakespeares in die eines sogenannten Reifestückes umsetze, und führte zum Beweis dafür den ersten Vers dieses Monologes an (Shakespeare-Studien, Seite 386): „Ich gebe zu, dem ruhigen Vorleser beim Thee wird diese Uebersetzung die bequemere zum Sprechen sein; dem Schauspieler aber, der voll ist von dem Affekt, den er darstellen soll, wird sie zu schwach sein, eben um des milden Flusses der Worte willen, da der Affekt des Kerkers, wie alle Affekte, das Nachdrückliche, das Stoßende suchen. Spricht er die trennere Uebersetzung: O daß dies zu, zu feste Fleisch zerschmelze, so wird es ihm leichter fallen.“ Max Förster hat Schlegel gegen seine Tabler Recht gegeben. Das too too sei in der damaligen Sprache nur eine Nuance stärker als das einfache too und werde trefflich durch Schlegels „allzu“ wiedergegeben, während die Uebersetzung „dies zu, zu feste Fleisch“ dem Wörtchen einen Nachdruck verleihe, der gar nicht in dem Original enthalten sei. Sieht denn Förster gar nicht, daß Schlegels „allzu“, statt um eine Nuance stärker zu sein, beträchtlich schwächer ist als das einfache „zu“? Ueberdies ist Försters Behauptung falsch. Von den Belegstellen, die man seit Halliwell für die abgeschwächte Bedeutung des too too anführt, verbieten einige geradezu eine solche Annahme und besonders unsere Stelle wird immer als Ausnahme von Halliwells Regel angeführt, so von White und Staunton, denen Furness zustimmt. Staunton bemerkt zu unserer Stelle: „Hier ist die Wiederholung des too nicht nur rhetorisch auffallend schön, sondern sie drückt auch wunderbar den krankhaften Geisteszustand des unglücklichen Prinzen aus, der ihn das ganze Treiben dieser Welt nur ‚schal, flach und unerpriegllich‘ erscheinen

läßt." Auch Dowden hält an der steigenden Bedeutung der Wiederholung fest. Eben so würde im drittlezten Vers des Monologes ein scharfer Einschnitt wie im Original — etwa: „Pfui drüber, pfui!“ statt des hüpfenden „Pfui, pfui darüber!“ — diesem Ausruf eine ganz andere Wucht geben und es dem Schauspieler weit mehr ermöglichen, seine leidenschaftliche Empörung in die Worte zu legen.

Aber nicht nur feilt Schlegel solche Härten und Absäge weg, die den Vers zerreißen, um Stützpunkte für die Aktion des Darstellers zu schaffen: er stellt auch oft Worte, die den größten Nachdruck haben, an eine Stelle im Vers, wo sie unmöglich zur vollen Geltung kommen können. Das zeigt sich mitunter in scharf pointirten und antithetischen Stellen, die überhaupt sorgfältiger herausgearbeitet werden mußten. Hamlets Antwort auf die Frage der Königin, weshalb etwas so Allgemeines wie ein Todesfall ihm so besonders schein, lautet bei Schlegel:

Scheint, gnäd'ge Frau? Nein, ist; mir gilt kein „scheint“.
 Nicht bloß mein düst'rer Mantel, gute Mutter,
 Noch die gewohnte Tracht von erstem Schwarz,
 Noch die gebeugte Haltung des Gesichts
 Sammt aller Sitte, Art, Gestalt des Graus
 Ist Das, was wahr mich kundgibt; Dies scheint wirklich:
 Es sind Weiberden, die man spielen könnte.
 Was über allen Schein, trag' ich in mir;
 All Dies ist nur des Kummers Kleid und Zier.

[these, indeed, seem:

For they actions that a man might play,
 But I have that within, which passeth show,
 These but the trappings and the suits of woe.]

Wer sieht nicht, daß Schlegels „Dies scheint wirklich“, das überdies einen anderen Sinn nahe legt, dem Nachdruck des seem in dem viertlezten Vers nicht gerecht wird und daß auch die freie Wiedergabe des vorlezten Verses den Gegensatz verwischt? Dem Hamletdarsteller merkt man oft die Nähe an, die ihm Schlegels „Dies scheint wirklich“ macht. Mit einer anderen Uebertragung, etwa: „Ja, Dies scheint,“ wäre ihm zweifellos mehr gebient.

Es ist klar, daß schon hier Schlegels Stil gegenüber dem Dramatisch-Schauspielerischen des shakespeareischen Verses versagte. Mehr noch würde es der Fall gewesen sein bei Werken wie Koriolan, Lear oder Macbeth; diese müßte man mit den Mitteln unserer weiterentwickelten Dichtersprache und des dramatisch mehr bewegten Verses, die nach Abschluß von Schlegels Uebersetzung Heinrich von Kleist und andere Dramatiker ausbildeten, unserer Muttersprache zu gewinnen suchen. Mir scheint sogar erwägenswerth, ob man bei einem so viel gespielten Werk wie Hamlet nicht daran denken sollte,

den Text mehr den Bedürfnissen des Schauspielers anzupassen. Der mehr getragene Sprechstil der Schauspielkunst zu Schlegels Zeit bevorzugte den glatteren Vers, wie Schlegel ihn liebt. Die leidenschaftliche, stärker accentuirende Spielweise unserer Tage, die durch Ibsen und das moderne soziale Schauspiel zur Herrschaft gekommen ist und auch die hohe Tragoedie erobert hat, fordert dagegen eine Uebersetzung, die die Aktion des Schauspielers in jeder Weise stützt und nicht Glätte für Charakter setzt.

Unter diesem Gesichtspunkt stellt sich auch die Aufgabe der Ergänzung Schlegels anders. Für die etwa zehn späteren Stücke, namentlich die großen Tragoedien Othello, Macbeth, Lear, Coriolan, Antonius und Kleopatra, würde eine einheitliche Uebersetzung gefordert werden müssen. Ein markiger, dabei geschmeidiger Stil, ein scharfes Gefühl für den dramatischen Charakter der Rede und des Verses wären hier Voraussetzung. Für die früheren Werke, namentlich die Jugendlustspiele, würde eine mehr dem spielerisch Tändelnden, grazios Ausgelassenen zuneigende Begabung nicht zu entbehren sein. Ich sehe nicht ein, weshalb sich nicht zwei literarische Freunde in der Weise in die Arbeit theilen sollten, daß der Eine die von Schlegel ausgelassenen früheren, der Andere die späteren Werke übernehme. Jener hätte die leichtere, aber auch weniger ruhmvolle Aufgabe. Würden diese Freunde dann auch noch Schlegel überarbeiten und dort, wo es geboten ist, bessern, so ist kein Grund vorhanden, weshalb wir nicht in absehbarer Zeit — immer die richtigen Männer vorausgesetzt — einen deutschen Shakespeare haben sollten, der alle billigen Forderungen befriedigt. Wir haben in Deutschland stets ein paar formale Talente, deren selbständiges Dichten immer wie ein Echo anmuthete und die sich durch künstlerische Lösung einer solchen Aufgabe Dank, Ehre und Geld verdienen könnten. Ich wüßte Ludwig Fulda, der zu bezweifeln scheint, daß ein Dichter sich zu einer solchen Arbeit herbeilasse, Namen zu nennen. Die Aufgabe wäre heute beträchtlich leichter als früher. Eine Etage fällt nicht auf einen Schlag; und einem guten Uebersetzer wird seine Aufgabe dadurch sehr erleichtert, daß schon ein gleich oder annähernd Tüchtiger ihm vorgearbeitet hat. Schlegel ist da am Glücklichsten, wo ihm Jemand vorausgegangen ist und einen Theil der Schwierigkeiten überwunden hat. So ist auch nicht zu bezweifeln, daß auf den Schultern Schlegels und anderer tüchtigen Vorgänger stehende heutige Uebersetzer uns einen besseren deutschen Shakespeare als selbst Schlegel zu bieten vermöchten, — vorausgesetzt, daß sie nicht Schlegel, Baudissin und Dorothea Tieck oder wen sonst zu „verbessern“ unternähmen, sondern in selbständigem Ringen mit dem Dichter diesen zu verdeutschten suchten und dabei die früheren Uebersetzungen so nützten, wie Schlegel selber die Arbeit seiner Vorgänger verwerthet hat.



Weltgeschichte.

S Herr Dr. Mathien Schwann hat am zweiundzwanzigsten Juni hier den Standpunkt meiner Weltgeschichte einer ausführlichen und, wie bei seinem Standpunkt nicht anders zu erwarten war, polemischen Kritik unterzogen. Daß wir einander Befehle nicht, nicht, zu erwarten: eher in, von, daß, mit, den, von, von prinzipiell einander widerstrebenden Weltanschauungen zum Austrag bringen oder Die befehlen, die der einen oder anderen sich zu eigen gegeben haben. Ken ist mir auch nicht, was Schwann sagt; ich habe es in der Hauptsache wiederholt in seinen Besprechungen der Deutschen Geschichte Lamprechts und der von Helmholt herausgegebenen Weltgeschichte gelesen. Auch habe ich persönlich keinen Grund, mich gegen seinen Aufsatz zu wenden; denn er nennt mich wiederholt „einen tüchtigen Mann“, dann einen „begabten Mann“, er „räumt mir das Recht ein, meine Meinung zu sagen“ — freilich, wie wollte er mir es nehmen? —, kurz: ich könnte mit dem Urtheil über das Ergebniß meiner Arbeit zufrieden sein, wenn meine Methode auch „veraltet“ ist.

Auch darin stimme ich Schwann durchaus bei, daß es „die Methode“ nicht allein macht und die „Schule“ auch nicht. Die „veraltete Methode“ hat eine Masse vortrefflicher Arbeiten geschaffen; die „neue“ muß erst zeigen, ob sie Das auch kann. Was wir bis jetzt davon wissen, erbringt diesen Beweis noch nicht. Lamprechts Deutsche Geschichte ist in Dem, was neu darin ist, heilig unstritten und die politische Theile, auf die er allerdings keines besonderen Werth legt, obgleich er ihnen eine große Ausdehnung giebt, sind ganz Werken der alten Methode entnommen. Wenn wir Helmholt's Weltgeschichte auf ihren geschichtlichen Theil prüfen, so entdecken wir, außer den so und so vielen Mitarbeitern, bis jetzt noch nichts von der „neuen Methode“, sondern diese Abschnitte seiner „Encyclopädie“, wie jüngst einer seiner Vopredner seine Weltgeschichte vielleicht ohne tiefere Absicht, aber jedenfalls sehr treffend genannt hat, gleichen meist denen der „alten Methode“ wie ein Ei dem anderen, obgleich jeder einen anderen Verfasser hat. Die „neue Methode“ erstreckt sich bis jetzt nur darauf, daß eine Reihe von Abschnitten anthropologischen, geographischen und ethnologischen Inhalts als selbständige Abschnitte der Weltgeschichte einverleibt sind, die man bis jetzt zwar auch als besondere Wissenszweige erachtet und geschätzt, aber deren Resultate man wegen ihres stark hypothetischen Charakters mit Vorsicht nur da verwandt hat, wo sie das Verständniß der geschichtlichen Vorgänge durch die ungeschichtliche Ur und Vorzeit klären und aufhellen konnten. Zusammenhänge, die die „alte Methode“ einfach durch die chronologische Anordnung organisch darstellte, erscheinen bei Helmholt als besondere, aus dem natürlichen zeitlichen Zusammenhang herausgenommene und herausdestillirte Abschnitte. Vollerreicher und verständlicher als etwa bei Eduard Meyer sind sie dadurch nicht geworden.

Endlich stimme ich Schwann auch darin zu, daß meine Einleitung erst geschrieben wurde, als der Druck des Buches begann und ein großer Theil meiner Geschichte fertig war. Doch hier scheiden sich unsere Wege. Denn erstens mache ich stets so — und ich denke, auch die meisten anderen Menschen —, daß sie, wenn überhaupt, ihre Grundzüge in einer Einleitung erst zuletzt zusammenfassen. Schwann scheint aber sagen zu wollen, ich hätte die meinen überhaupt erst auf-

gestellt, als meine Geschichte fertig war, und hätte mich in dieser selbst darum nicht gekümmert. Denn er behauptet, daß „ich mich um meine Grundsätze später nur gelegentlich bekümmere, im Uebrigen aber bei meiner Darstellung meinem gesunden Instinkt nachgehe.“ An einer anderen Stelle heißt es sogar: „Das Neue liegt immer in einer Position; und zu ihr kommt Schiller nicht, wo er Theoretiker bleibt, sondern nur ‚im dunkeln Drang seiner Gefühle‘ klingt das Neue unserer Zeit, dem er sich nicht zu entziehen vermochte, durch und verwickelt ihn zuweilen in sonderbare Widersprüche.“ Ich finde dafür eine andere Erklärung. Schwann hat etwas rasch und nur einen kleinen Theil gelesen, er war stets in dem Bann seiner Theorie und will mir nun in die Schuhe schieben, was doch allein ihm zur Last fällt. Ich kann zu meinem lebhaften Bedauern aus seiner Kritik nicht ersehen, wo in meiner Geschichte ich den in der Einleitung aufgestellten Grundsätzen widersprochen habe, wo mich der „gesunde Instinkt“ oder ein „dunkler Drang der Gefühle“ daran vorüber zum Richtigen geführt hat. Uebrigens mögen dieser „gesunde Instinkt“ und „dieser dunkle Drang der Gefühle“ etwas „naturwissenschaftlichen Denken“ Geläufiges sein; ich vermag mir leider darunter nichts vorzustellen. Denn ich weiß, daß ich seit 1892 stets wieder vom Neuen die einzelnen Theile meines Manuskriptes mit kühnem Verstande und vollem Bewußtsein Dessen, was ich wollte, darauf nachgeprüft habe, ob sie den Grundsätzen entsprächen, die ich in der Einleitung dargelegt und bereits in meiner „Römischen Kaisergeschichte“ 1883 befolgt habe.

Es ist ja unzulugbar, daß in weiten Kreisen die Ansicht gilt, durch die Fortschritte der Naturwissenschaften sei die gesammte Weiterentwicklung der Menschheit bedingt. Es ist eben so unbestreitbar, daß die naturwissenschaftliche Methode die Kenntniß psychischer Vorgänge, so weit diese der Messung und dem Experiment unterworfen werden konnten, gefördert hat. Aber daß sie uns nun den gesammten psychischen Prozeß erklärt habe: gegen diese Behauptung Schwanns werden die Gehirnpfysiologen selbst entschieden protestiren. Die „Denkherde oder Assoziationscentren“ sind eben Hypothesen; Schwann hat vermuthlich nicht die neuste Auflage einer gehirnpfysiologischen Arbeit eingesehen, in der früher das Assoziationscentrum eine große Rolle spielte; warum ist es denn jetzt da verschwunden? Auch ist es wohl nur mir entgangen, daß die kleine Brücke geschlagen worden ist zwischen dem letzten Ausklingen des sinnlichen Reizes und dem ersten Aufsprühgen der unsinnlichen Vorstellung. Dubois-Reymond hat davon gesagt: Ignorabimus; da es aber nach Schwann „einmal kein Ignorabimus mehr für den Menschen geben wird“, so wird vielleicht einst auch diese Brücke geschlagen werden; man wird endlich vielleicht auch einmal finden, wie in der beständig sich erneuernden Zelle das Erinnerungsbild bewahrt und der Erneuerung fähig wird. Bis jetzt kam es mir stets so vor, als würde Einem gerade hier zugemuthet, an ein Wunder zu glauben. Einstweilen darf man es uns „anderen Vätern“ jedenfalls nicht verdenken, wenn wir Hypothesen, die vielleicht für die Naturwissenschaft notwendig und werthvoll, über die aber die Vertreter der Wissenschaft selbst getheilte Meinung sind, ja die recht ernsthafte Gelehrte geradezu ablehnen, nicht zu Grundlagen einer neuen Metaphysik machen wollen.

Ich verstehe vollständig, daß Schwann von der Geschichtswissenschaft verlangt, sie solle ihren Gegenstand in eine lückenlose Reihe von Ursachen und

Wirkungen auflösen; aber ich weiß auch eben so gut, daß Das bei unsrer unvollkommenen und lückenvollen Ueberslieferung unmöglich ist. Buckle, der nur Ideen von Condorcet und Comte verarbeitet, unternahm es, auf „induktivem Wege“ die allgemeinen Gesetze der geschichtlichen Entwicklung zu finden; und wie kläglich scheiterte er! Aber ohne Wirkung ist trotzdem seine Geschichte der Civilisation nicht geblieben; noch heute glauben Viele, daß die geschichtliche Entwicklung nichts Anderes sei als das verwickelte Spiel blind und mechanisch waltender Gesetze. Die darwinische Theorie, die gegen die Eigenart der Individuen gleichgültig ist und nur die Entwicklung des Menschen als Gattungswesen im Auge hat, trug mächtig zur Förderung dieser Ansicht bei. Sie beanspruchte die Geschichte des Menschen als einen Theil der Naturwissenschaft, auf die selbstverständlich deren Methoden anzuwenden seien. Dabei sind ihr die Individualitäten geradezu störend, weil es ihr nur auf die angeblich gesetzmäßig festzustellende Massentwicklung ankommt. Ja, der konsequenteste Fortbilder Comtes, Bourdeau, ging so weit, beweisen zu wollen, daß das Genie, der führende Geist, gar nicht originell sei und daß ein solches nach geistiger Größe und Leistung nur scheinbar aus der Masse emporrage; nur seine „Umwelt“ mache es zu Dem, was es sei. Schwann steht völlig auf diesem Standpunkt; bekannt war er mir auch seit etwa zehn Jahren, aber leider habe ich mich nicht von seiner Haltbarkeit überzeugen können; und ich denke, die Meisten mit mir. Mit vollem Bewußtsein meines Gegenjages zu Bourdeau und seinen naturwissenschaftlichen Nachtretern habe ich nur den für Schwann natürlich entsehligen Satz hingestellt und in meiner Darstellung zu erweisen gesucht: „Personen machen die Geschichte, wie Alexander der Große, Caesar, Luther, Friedrich der Große, Bismarck . . . Das Genie kann wohl von einer Zeit gebildet, aber es kann nicht von ihr geschaffen werden.“ Ich meine, in diesen Worten liegt nicht die geringste Unklarheit; denn wir wissen doch aus unseren Tagen zur Genüge, daß sich die geschichtliche Entwicklung nicht nur durch das Zusammenwirken, sondern auch durch den Kampf allgemeiner geschichtlicher Mächte und großer Persönlichkeiten vollzieht und daß zum Beispiel Bismarck wohl durch seine Zeit bedingt war, aber auch nicht bloß dieser Zeit, sondern selbst der Zukunft seine Bedingungen vorschrieb. Und hätte er nicht seine individuellen Anlagen gehabt, die er zunächst Eltern und Voreltern, jedenfalls nicht der Zeit, verdankte, so hätte diese an ihm erzihen dürfen, wie sie es an Millionen gethan hat; unser Bismarck wäre aus dieser Erziehung nie hervorgegangen. Wie soll also die Zeit das Genie schaffen? Für Schwann ist Das einfach Axiom; Einwände der Unmöglichkeit würdigt er keines Blickes. „Keine Ahnung mehr“ heißt es bei ihm, „von jenem wundervollen Wollen der tüchtigsten Menschen unserer Zeit, hinter das Geheimniß der natürlichen Zuchtwahl zu kommen, die das Genie schafft und schaffen lehrt.“ Man stelle sich vor, man wolle hinter das „Geheimniß der natürlichen Zuchtwahl“ kommen, die Alexanders, Caesars, Luthers Genie geschaffen hat! Aber bei Bismarck liegt ja die Aufgabe näher. Warum unternimmt Schwann nicht einmal den Versuch, diese Aufgabe zu lösen, und zeigt uns anderen armen Teufeln, wie man Das anfängt? Es muß doch für ihn eine Kleinigkeit sein; denn sein Bewußtsein sagt ihm: „Wir sind daran, die Gesetze der Vererbung, Anpassung, Zuchtwahl, die Gesetze des Milieus und der natürlichen Veranlagung, das Gesetz der menschlichen Entwicke-

lung, auf denen das Verhältniß des Einzelnen zur Allgemeinheit beruht, heute zu erkennen und seine Räthsel zu lösen.“ Es kommt mir nun freilich erheblich anders vor und ich meine, wir sind noch recht weit davon entfernt, wenn ich allein die Ansichten Lamarcks, Spencers, Darwins und Weismanns über die Vererbung betrachte. Und doch sind selbst diese Ansichten wieder lediglich Hypothesen, die, wie die Möglichkeit ihrer Existenz an sich schon zeigt, doch nicht auf unumstößlichen Thatfachen und daraus gezogenen, zwingenden und Alle überzeugenden Schlüssen beruhen können. Ja, es ist mit dem „naturwissenschaftlichen Denken“ eine eigene Sache; manchmal ist es trotz Schwann immer noch etwas „konfus“, was für uns Andere immerhin ein kleiner Trost ist; freilich ist diese Konfusion bei uns Historikern nach Schwann der gewöhnliche Zustand.

Und noch Etwas bewundere ich an Schwann, selbst auf die Gefahr, in seiner Achtung zu sinken: seinen naiven Glauben an die Möglichkeit psychischer Analyse. Ich kenne die neueren Methoden der Untersuchung psychischer Vorgänge; aber sie konnten mir nicht die Ueberzeugung erschüttern, daß die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methoden auf die zusammengesetzten geistigen Vorgänge verfehlt und ergebnislos ist. Sie haben uns in Bezug auf sie bis jetzt keinen Schritt weiter gebracht. Und zwar, weil diese geistigen Prozesse viel zu viele, ganz verschiedene Elemente enthalten, nicht in diese aufgelöst werden können, dazu keinen Augenblick sich völlig gleich sind und weil sie schon durch den Versuch allein unablässig anders beeinflusst werden, als sie ohne ihn verliefen. Aber ich gehe noch weiter. Ich weiß aus langer und oft wiederholter Erfahrung, daß ich wenigstens nicht im Stande war, wenn ich mich noch so tief in die Sache versenkte, auch nur die psychischen Vorgänge und die psychische Entwicklung eines Kindes so zu analysiren, daß mir keine Unklarheit mehr geblieben wäre, daß ich für die von mir beobachteten Erscheinungen stets eine befriedigende Erklärung, geschweige den zwingenden Grund gefunden hätte. Das mag an meiner unvollkommenen Organisation liegen; aber ich finde leider, daß es Andere eben so wenig können. An einen fertigen Menschen möchte ich mich gar nicht wagen; denn da fehlen mir so unendlich viele Voraussetzungen, ja, eigentlich alle, daß ich doch nur im völligen Dunkel tappen würde. Ich kann also Schwann nur einfach anstaunen, wenn er diese Aufgabe der psychischen Analyse als etwas so Einfaches hinstellt und sie sogar bei den Menschen längst vergangener Zeiten, über deren Werden, Fühlen, Denken, Handeln und Umwelt wir nur — noch dazu oft werthlose — Bruchstücke kennen, für möglich und ausführbar hält. Und nicht genug damit: sogar die „Embryologie“ der Individuen (Menschen und Völker) soll in die Betrachtung einbezogen werden. Entweder meint Schwann hier Etwas, das ich nicht verstehe, oder ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Dazu kommt in allen Rezensionen, die Schwann in den letzten Jahren geschrieben hat, die immer wiederkehrende Forderung, die Geschichte müsse nicht bloß darstellen, wie die Dinge sind, sondern erklären, wie und warum sie so geworden sind. Nun, ich meine, wir bestreben uns nach Kräften, Das zu thun. Aber daß diese Erklärungen der selben Vorgänge oft so verschieden ausfallen, spricht doch nicht gerade für den Werth eines solchen Verfahrens unter allen Umständen. Wir müssen uns eben — Schwann verzeihe mir nochmals diesen Ausdruck — demüthig bescheiden, auch Vieles nicht zu wissen; mit dem titanen-

haften Entschluß: „Ich will, ich muß es wissen“ ist es leider nicht gethan. Beharrt man darauf, so kommt es höchstens zu einer annehmbaren Hypothese.

Ich habe den Eindruck, daß ohne die Einleitung meine Weltgeschichte Schwann nicht übel gefallen hat. Ich hätte es freilich machen können wie Lamprecht: hübsch über meine Weltanschauung schweigen. Ich hätte mich dabei sogar auf Helmholtz, den Vertreter der „neuen Methode“, berufen können, der sagt: „Zu fordern, daß der Historiker beim Niederschreiben die Weltanschauung, die er sich persönlich mehr oder weniger mühsam errungen hat, zu Worte kommen lasse, ist falsch.“ Aber ich halte diese Ansicht auch für falsch; und wenn der Geschichtsschreiber auch wollte, könnte er es nicht. Ich hielt es, wie heute die Dinge liegen, für nothwendig, auch für ein Gebot der Ehrlichkeit, mich über die Ansprüche der Naturwissenschaften den Geisteswissenschaften gegenüber und über Beider Grenzen auseinanderzusetzen, vor Allem aber den Leser nicht im Unklaren zu lassen, was er in meinem Buch erwarten dürfe, was nicht. Nicht Phantomen nachzujagen, wenn sie sich auch mit dem glänzenden Gewande der Wissenschaft ausstatten, sondern, mich an das Erreichbare zu halten, schien die mir gesteckte Aufgabe zu sein. Vielleicht ist aber Schwann ganz entgangen, was Helmholtz in seiner Einleitung über Gegenstand und Gang einer Weltgeschichte sagt; es wird ihm gewiß interessiren wegen der neuen Methode: „Ohne Weiteres ist zuzugeben, daß sich eine monistische Weltanschauung, sie mag in der Theorie noch so vollkommen aussehen, nicht in die Praxis umsetzen läßt. Einen durchaus lückenlosen ursächlichen Zusammenhang herzustellen, wird nie möglich sein; darum wird trotz Hobbes genug Platz für die menschliche ‚Freiheit‘ und Selbstbestimmung übrig bleiben. Erst deutsch und ehrlich hat Wilhelm von Humboldt dafür die Worte: ‚Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung möglich.‘ Woher soll der Historiker die Kraft nehmen, die Ideen darzustellen, die ihrer Natur nach außer dem Kreise der Endlichkeit liegen? Selbst dann, wenn der Forschung der denkbar größte Erfolg beschieden ist, bringt sie es doch nur bis zu einer kleinsten Zahl von Möglichkeiten, bis zu einer Zahlengrenze, die gerade dem objektiven Geschichtsschreiber gesteckt ist. So und so viele Möglichkeiten sind aber noch keine Wirklichkeit; und bis zu dem Allerheiligsten: der Erkenntniß des Verhältnisses der Wirklichkeit zu den Möglichkeiten, vorzudringen, ist keinem Sterblichen vergönnt, auch dem Naturwissenschaftler nicht.“ Ich könnte fast jedes Wort unterschreiben. Was aber sagt Schwann dazu?

Ich hätte noch gar Manches auf dem Herzen; namentlich Schwanns Ausführungen über Nationalität fordern geradezu zum Widerspruch heraus. Aber sie sind so gewaltige Uebertreibungen, daß man sie ruhig der „Selbstvernichtung“ überlassen kann. Darum schließlich nur noch eine Bemerkung über seine praktische Psychologie. Er findet, in meiner Einleitung „steckt ein Element persönlicher Vereiztheit.“ „Welchen Grund sie hat, dürfte dem Psychologen kaum zweifelhaft sein.“ „Sachlicher Vereiztheit“ ließe ich mir zur Noth gefallen; denn immer die selbe falsche Melodie hören zu müssen, kann den gesündesten Menschen aufregen. Vielleicht prüft er seine psychologische Analyse nochmals, wenn ich ihm sage — der Beweis steht ihm zur Verfügung —, daß diese Einleitung seit dem achtundzwanzigsten Dezember 1898 in den Händen des Verlegers war.

Omar Khayyam.

Im Jahre 1859 erschien bei Quaritch in London in Form einer Klein-Quart-Broschüre, schlecht gedruckt auf schlechtem Papier: Edward Fitzgeralds *Mubaiyat* von Omar Khayyam, dem persischen Astronomen und Dichter. Das Ergebnis war ein vollständiger Mißerfolg, den der Autor nicht so sehr im eigenen wie im Interesse seines Verlegers beklagte; ihm überließ er schließlich die Arbeit großmüthig als Geschenk. Trotz aller Ermäßigung des ursprünglichen Preises von fünf Schilling blieb das Buch eine unverkäufliche Waare; und acht Jahre später warf der Buchhändler den ganzen Posten zwischen die Pücher vor der Thür seines Ladens, die „Zehes Stück 1 Penny“ ausgezeichnet waren. Hier fand, wie man erzählt, Rosssetti das Buch; und binnen kurzer Frist waren nun die zweihundert Exemplare vergriffen. Heute zahlt man gern sechs Pfund und mehr, wenn der Zufall es fügt, daß sich einmal ein Exemplar in einen Buchladen verirrt. Nun besorgte der Verleger 1868 eine zweite Auflage, die schnell erschöpft war und jetzt schon eben so selten ist wie die erste. Ihr reichten sich bis 1895 vier weitere Ausgaben an und die Verse des Omar Khayyam fanden in England eine Bewunderung, die einem Kult nicht unähnlich ist. Auch die Tonkunst stellte sich in den Dienst des gereimten Wortes, das vor beinahe achthundert Jahren erklingen war. Noch gewaltiger war die Bewegung aber jenseits des Ozeans, wo von 1877 bis 1895 neun Ausgaben einander folgten, unter denen die allgemein bekannte *Red-line edition* bis zum Jahre 1894 allein dreißigundzwanzig Auflagen erlebte. Man wetteiferte förmlich, das einst so armselige Kind immer prächtiger zu schmücken; und 1884 erscheint das fünfundschwanzig Jahre früher als Penny-Schmücker verträdelte Büchlein als Prachtwerk mit Ornamenten und vollseitigen Illustrationen von Elihu Sedder zum Preise von hundert Dollars in Boston. Omar Khayyam-Klubs bilden sich. Volksausgaben zu zwanzig Cents werden veranstaltet und finden reißenden Abfag. Jedes Jahr beschert das Buch in immer neuer, immer reizenderer Ausstattung mit Erläuterungen, Vermehrungen und Verbesserungen, die das Verständniß erleichtern und die Strophen des alten Omar in immer weitere Kreise tragen.

Wie kommt es da, daß bei uns in Deutschland der Name Omars Khayyam, trotz den Uebersetzungen von Hammer-Purgstall, Schack und Bodenstedt, so gut wie unbekannt geblieben ist?

Man könnte vielleicht glauben, daß die Verhältnisse in Amerika und England mit ihren Sekten der Temperenzler und Frömmler aller Art wegen der Kontrastwirkung einen aufnahmefähigeren Boden für diese feuchtschöllischen Lobsprieche bieten. Aber es muß doch auch noch Anderes gewesen sein, was zur größeren Verbreitung beigetragen hat.

Fitzgerald hat die fünfhundert Strophen der persischen Handschriften auf ein Fünftel zusammengedrängt. Alle stimmen in Formen, die er streng dem Original anpaßt, überein und seine klare, verständliche Uebersetzung zwingt vom Anfang bis zum Ende in den Bann des Dichters. Ich habe eine deutsche Uebersetzung versucht und gebe hier ein paar Proben:

Ob Raishapur, ob Babel heißt die Stadt,
 Ob herb Dein Reich, ob süß, ob frisch, ob matt:
 Des Lebens Wein rinnt Tropfen nacht um Tropfen,
 Des Lebens Blätter fallen Blatt um Blatt.

Ein Lieberbuch in grüner Zweige Ruh,
 Ein Krug mit Wein, ein Laiblein Brot dazu
 Und neben mir Dich, singend in der Wüste, —
 O Wüste, ja, das Paradies wärst Du!

Es baut sein Glück des Menschen eifler Sinn
 Auf flüchtige Asche; oft wohl mit Gewinn!
 Doch, wie der Schnee im Angesicht der Wüste,
 Kurz nur erglänzte, — und schon ist es dahin!

Genieße Alles, was die Welt nur kennt,
 Eh Dich verschlingt des Staubes Element!
 Oh! Staub bei Staub zu liegen, unter Staub;
 Kein Wein, kein Sang, kein Sänger und — kein End'!

Einst lauscht' auch ich dem Priester und Doktor.
 Wie hohe Weisheit tönte an mein Ohr
 Das „Um“ und „Denn“; doch stets zum gleichen Thor
 Kam ich heraus, wo ein ich ging zuvor.

Der Weisheit Samen streut' ich je und je,
 Hab' auch gesorgt, daß Frucht daraus ersteh;
 Das war die Ernte, die ich eingebracht:
 „Wie Wasser kam ich und wie Wind ich geh.“

Und hat der Vorhang sich vor uns gesenkt,
 Fort kreist die Welt in ihrer Bahn gelenkt:
 Sie kümmert sich um unser Gehen und Kommen
 So viel, wie's Meer dem Steinwurf Achtung schenkt.

Verjehwend' mit Klügeln nicht der Stunde Dauer,
 Was „hier“ und „dort“, was falsch und was genauer.
 Weit besser, sich an saftiger Traube legen,
 Als Frucht erhoffen, — leer vielleicht und sauer.

O Paradies! O Hölle, die uns droht!
 Das Leben flieht nach ewigem Gebot.
 Eins ist gewiß und Alles sonst ist Lüge:
 Verblühte Blumen sind für immer tot!

Was offenbart die Klugen und die Weisen,
Die als Propheten sich auf Erden trafen,
Nur Märchen sind es, die, erwacht vom Schlaf,
Sie sich erzählt, um — weiter dann zu schlafen.

Und alles Das, wo mitten drin wir stehn,
Ist nichts als Trug; ein Schattenspiel, gekehrt
In einem Kasten; wo, statt Kerzen, Sonne,
Wo munter wir als Scherzen komm'n und geh'n!

Figuren sind wir auf dem Schachbrett Welt.
Er spielt, Er zieht, Er rückt und schlägt und stellt
Hierhin und dorthin. Und wenns Spiel vorbei,
Zum Kasten geht es, Stück zu Stück gefeilt.

O, welche Schmach! Aus bloßem Nichts gewählt,
Ein fühlend Etwas wird ins Joch gequält
Verbotner Lüfte und bei schwerer Pein
Der ewigen Verdammniß, wenn gefeilt.

Nur Gold will Er von seiner Wesen Wandel,
Die Er gemacht doch nur vom Schlacken-Mantel.
Und dann verklagt um Schuld, uns aufgedrungen
Und ohne Einspruch — — — ha! welch saubrer Handel!

Der Du den Menschen schufst aus niedrigm Brei
Im Paradies — die Schlange gleich dabei —,
Vergieb die Sünden alle, die geschwärzt
Dein Ebenbild, wie Dir vergeben sei!

Ach! Daß der Venz muß mit der Nase schwinden!
Der Jugend Buch den Schluß so bald muß finden!
Die Nachtigal, die in den Zweigen sang,
Woher, wohin sie flog — — Wer mag es künden?

Omar Khayyam wurde in einem Dorf bei Naischapur um das Jahr 1042 geboren und starb 1123. Die spärlichen Nachrichten über sein Leben verflochten sich eigenartig mit den Nachrichten über zwei andere hervorragende Gestalten seiner Zeit und seines Landes; es sind: Nizam ul Mulk, Bezier von Alp-Arslan, und Malet-Schah. In seinem Testament (Wasiyat), das er als Denkschrift für künftige Staatsmänner hinterließ, sagt Nizam ul Mulk:

„Einer der größten und weisesten Männer von Chorossan war der Imam Rowaffak von Naischapur, ein hochgeehrter und verehrter Mann; Gott mag seine Seele erfreuen! Seine ruhmreichen Jahre überschreiten die fünf undachtzig und es war ein allgemeiner Glaube, daß jeder Jüngling, der in seiner Gegenwart den Koran las oder die Uebersetzungen studirte, sicherlich zu

Ehre und Glück gelangen würde. Deshalb sandte mich mein Vater mit dem Doktor der Rechte Abd-af-Samed von Ihus nach Raishapur, damit auch ich unter Führung des berühmten Lehrers lernen und den Wissenschaften obliegen sollte. Er hatte für mich stets einen Blick der Gunst und des Wohlwollens und ich empfand als sein Schüler eine überschwängliche Zuneigung und Ergebenheit für ihn, so daß ich vier Jahre lang zu seinen Füßen saß. Bei meiner Ankunft fand ich zwei gleichaltrige Schüler: Hakim Omar Khayyam und den unglücklichen Hassan Ben Sabbah, Beide ausgestattet mit Geistesstärke und hohen natürlichen Anlagen, und wir Drei schlossen uns bald in Freundschaft zusammen. Erhob sich der Zunan von seiner Vorlesung, dann pflegten sie sich zu mir zu gesellen und vereint repetirten wir das Gehörte.

Eines Tages sprach Hassan: „Es ist ein allgemeiner Glaube, daß die Schüler Nowaffats zu Glück gelangen werden. Nun: wenn nicht wir Alle, — Einer von uns wird es doch erreichen. Was soll dann aus unserm Bund und Gelübde werden?“

„Was Du willst!“ antworteten wir. „Nun wohl!“, schworen wir uns, daß der Glückliche mit den Andern sein Glück theile.“ „So sei es!“ erwiderten wir und Handschlag bekräftigte unser Versprechen.

Jahre schwandten dahin; ich verließ Khorossan, ging nach Transoxiana, durchwanderte Ghazni und Kabul. Als ich heimgekehrt war, betraute man mich mit Geschäften; und unter dem Sultan Alp-Arslan stieg ich zum Verwalter der Staatsangelegenheiten empor. Vorwärts ging es in Amt und Würden. Weitere Jahre verstrichen und die Schulfreunde kamen und forderten die Erfüllung des Gelübdes, die Theilung meines Glückes.“

Der Bezier verwandte sich beim Sultan für die Gewährung eines Postes in der Regierung, den Hassan gefordert hatte. Er erhielt ihn auch; aber, ungeduldig und ehrgeizig, verwickelte er sich bald in die Hofintriguen und fiel, nach einem mißlungenen Versuch, seinen Wohlthäter zu verdrängen, in Ungnade. Nach mancherlei Mißgeschick und Irrefahrten ward er das Haupt der persischen Sekte der Ismailiten. Im Jahre 1090 bemächtigte er sich des Schlosses Alamut in der Provinz Rudbar, südlich vom Kaspischen Meere; und hier war es, wo er während der Kreuzzüge als der „Alte vom Berge“ Furcht und Grauen durch die ganze mohammedanische Welt trug. Eins der ungezählten Opfer der Mördersekte war Rizam ul Ruff.

Omar Khayyam hatte sich nichts erbeten als den Genuß der Einkünfte des Dorfes, wo er geboren war. Dort, sagte er, kann ich, wenn Du mir willst, unter dem Dache des Vaterhauses, frei von den unvermeidlichen Fesseln der lauten Welt, friedlich leben, der Dichtkunst dienen, die meine Seele entzückt, und mich der Betrachtung der Schöpfung hingeben, wie es meinem Herzen entspricht. Der Wunsch ward ihm auch erfüllt und Omar Khayyam lebte zurückgezogen an dem Orte seiner Geburt geschäftig, den Ruhm des Beziers zu preisen und Kenntnisse, besonders in der Astronomie, zu sammeln.

Unter dem Sultanate des Malek Schah wurde er nach Metropolis und der Sultan überhäufte ihn mit Gunstbeweisen. Als Malek Schah die Reform des Kalenders bestimmte, war Omar einer der acht Gelehrten, die dazu ausersehen wurden. Sie erfanden die Jalali (so genannt nach Jalal-u-din, einem von des

Königs Namen), eine Zeitrechnung, die — wie Gibbon sagt — die julianische übertrifft und sich der gregorianischen an Genauigkeit nähert.

Omars Dichtername Khayyam bedeutet Zeltmacher. Man sagt, er habe dieses Gewerbe einige Zeit getrieben, ehe ihm die Großmuth Nizams al Mulk zur Unabhängigkeit verhalf. Auch andere persische Dichter haben Namen, die von ihrer Beschäftigung entlehnt sein mögen; Attar bedeutet Drogulist oder Gewürzkrämer, Affar bedeutet Velpresse. Doch ist nicht ausgeschlossen, daß diese Namen eben so wie unsere Schmidt, Fleischer, Müller von einem erblichen Beruf her als Familiennamen beibehalten sein mögen.

Trog der Gunst des Sultans schuf seine Redheit ihm doch eine große Schaar von Gegnern unter seinen Zeitgenossen. Besonders verhaßt und gefürchtet war er bei den Sufis, deren Uebungen er verspottete. Doch bei all seinem oft beißenden Spott über Dogma und Kultus war er kein Gottesleugner.

Ob ich im Glauben locker stets gewesen,
Um Gottes Kleinod spielt' mit losen Späßen, —
Laßt dieses Eine mir als Sühne gelten:
Daß Eins für Zwei ich nimmer falsch gelesen.

Mit diesem Epigramm fertigt er einmal seine Gegner ab. Und an anderer Stelle finden wir die schöne Strophe, die uns zeigt, wie Omar, gleich Allen, die in den Sternen gelesen und den Wundern der Schöpfung nachgespürt haben, durchbrungen war von dem allwaltenden, ewigen Gottesbegriff höherer Erkenntniß:

Thu auf das Thor! Der öffnet, bist nur Du!
Führ' mich den Weg! Der Führer bist nur Du!
Ich leg' die Hand in keines Andern Hand.
Sie sind vergänglich. Ewig bist nur Du!

Daß er lebensfroh war und auch ein derbes Vergnügen zur Befriedigung der Sinne gelten ließ, geht aus vielen seiner Gesänge hervor. Wer will ihn darum tadeln? Er liebte über Alles — also schreibt der Chronist —, mit Freunden zu plaudern und zu trinken. Abends beim Mondenschein im Garten oder auf der Terrasse seines Hauses saß er auf einem Teppich, umgeben von seinen Freunden, von Sängern und Musikern, bedient von einem Schänken, der den Becher der Runde fröhlicher Beschgenossen wechselnd kredenzte. In solcher Umgebung sang er wohl:

Ach jener Mond, der lächelt Groß und Kleinen,
Wie oft noch künftig wächst und geht sein Scheinen?
Wie oft noch künftig wandelt er und schaut
Zum selben Garten, — sucht umsonst den Wein?

Und wenn wie er, o Schänke, Du zum Spaß
Die Gäste grüßt, sterngleich verstreut im Gras,
Und kommst zur Stelle bei der lustgen Runde,
Wo ich bereinst . . . Stülp' um ein leeres Glas!



Der Kampf um den Zoll.

Mein verehrter Kollege „von vorn“ hat im vorigen Heft der „Zukunft“ über den Zolltarif Ansichten geäußert, gegen die ein Einspruch mir geboten scheint. Den Mitarbeitern dieser Zeitschrift ist stets die Möglichkeit gegeben, offen ihre Meinung zu sagen, auch wenn sie in striktem Gegensatz zur politischen Ansicht des Herausgebers steht. Wo es sich um so wichtige Dinge wie den neuen Tarifentwurf handelt, möchte ich von diesem Recht freier Rede Gebrauch machen.

In dem Artikel des Herausgebers wird, wie mir scheint, mit Recht darauf hingewiesen, daß es sich bei Schutzzoll und Freihandel nicht etwa um Konsequenzen politischer Prinzipien handelt. Es ist überhaupt ein Unfug, so schwerwiegende wirtschaftliche Fragen als Parteifragen zu behandeln; leider aber ist Das bei uns des Landes so der Brauch. Unterfangen wir uns doch sogar, die schwierigen Währungsprobleme in Volkssortsammlungen entscheiden zu wollen. Nun scheint es aber in dieser Hinsicht allmählich doch zu dämmern. Man beginnt, einzusehen, daß mit politischer Freiheit oder Unfreiheit die Zollfragen an sich nichts zu thun haben. So ist auch jüngst wieder aus den Reihen der Sozialdemokratie betont worden, daß diese doch gewiß politisch freiheitlich gesinnte Partei dem Schutzzoll prinzipiell viel näher stehe als dem Freihandel, weil ja im Gegensatz zur Weltanschauung des Liberalismus der Sozialismus den Eingriff des Staates in die Wirtschaft zum Schutz des Schwachen fordert.*)

An diese sozialdemokratische Begründung des Schutzzolls muß ich erinnern. Schutzzoll ist nur berechtigt, wenn er schützt; und nur für den Schwachen ist der Schutz nötig. In der Handlungsgeschichte finden wir deshalb stets die schwachen Staaten als Vertheidiger des Schutzzolls, während den starken natürlich die Anarchie nur erwünscht sein kann. Englands Größe ist als Beispiel für die Nichtigkeit des Freihandelsprinzips nicht stichhaltig; denn England war freihändlerisch schon zu einer Zeit, wo ihm sämtliche Märkte der Welt slavisch unterthan sein mußten. Genau die selben Anforderungen wie an die äußere Zollpolitik muß man auch an die innere stellen. Für die Frage des Systems „Freihandel oder Schutzzoll“ muß die Gesamtstruktur des Landes maßgebend sein. Und für den zollpolitischen Ausbau ist sorgfältig zu erwägen, welche Zweige der nationalen Wirtschaft des Volkes bedürfen und welche nicht.

Daß bei uns in Deutschland der Schutzzoll nicht nur von dem Standpunkt Dessen aus zu berücksichtigen ist, der den Schwachen schützen will, hängt mit dem Fehlen einer selbständigen Reichsfinanzpolitik zusammen; wir sind zur Deckung unseres Reichsbedarfs in der Hauptsache auf die Einnahmen unserer Zollämter angewiesen. Hätten wir eine bewegliche Reichseinkommensteuer, so daß die eventuellen Ausfälle der Zolleinnahmen jeder Zeit durch direkte Umlage, gemäß der wirtschaftlichen Kraft der Einzelnen, von der Bevölkerung getragen werden könnten, so wäre die Misere unseres Zollsystems um sehr viel kleiner. Vom steuerrechtlichen Standpunkt aus erscheint mir die indirekte Steuer widersinnig, weil sie dem Hauptgrundsatz jedes Steuersystems, der Gerechtigkeit, Hohn spricht. Ich sehe Sie, verehrter Herr Herrchen, im Geiße mit einem Ausdruck spöttischer

*) Richard Galtner: Arbeitsmarkt und Handelsverträge. Frankfurt a. M. Verlagsinstitut für Sozialwissenschaften. 1901.

Feiterkeit um die Mundwinkel diese Zeilen lesen. Ihnen schwebt die kleine Summe vor, die man gewöhnlich für die Belastung der Arbeitermasse durch die Zölle ins Feld führt. Aber unsere ganze Kunst historischen Begreifens besteht doch darin, die absolute Betrachtung der Dinge verachten zu lernen und überall die Relativität zu suchen. Und es giebt Dinge, deren Relativität für uns sehr schwer zu begreifen ist. Ich glaube, einmal in einem Ihrer Theater-Essays den sehr treffenden Satz gelesen zu haben, daß zwischen den einzelnen Gesellschaftsklassen der selben Nation ein tieferer Abgrund klafft als zwischen den gleichen Klassen verschiedener Nationen. Liegt Das nicht daran, daß das Verständnis, das der Eine dem Anderen entgegenbringt, nur ein Begreifen seiner Relativität ist und daß darum, zum Beispiel, das Verständnis zwischen Proletariat und der höheren Bürgerchaft schier unmöglich ist, weil die Relativitäten von Grund aus andere sind? Wenn der Bürger von den Zollbelastungen spricht, so denkt er zu wenig daran, daß die Relation zwischen indirekter Steuerlast und Einkommen bei ihm eine ganz andere ist als beim Arbeiter. Darin liegt aber vor Allem die Ungerechtigkeit des indirekten Steuersystems; und deshalb muß man vom steuertheoretischen Standpunkt aus, wenn auch noch weitere Gründe sich anführen ließen, aus dem der mangelnden Gerechtigkeit schon zu einer Ablehnung der Zölle gelangen. Ohne Rücksicht auf die Theorie der Steuer handelt es sich in der Hauptsache dann um Fragen der Zweckmäßigkeit, nicht um Prinzipienfragen.

Gestatten Sie mir daher, verehrter Herr Varden, noch einen Moment bei der Forderung stehen zu bleiben, daß der Schutz Zoll „Schutz dem Schwachen“ bieten soll. Dieses Argument macht sich ja auch unsere Ag:arpartei nutzbar, wenn sie für die nothleidende Landwirtschaft den Zollschutz reklamirt. Ich möchte hier die Frage der Gefahren oder des Vortheils der Entwicklung zum Industriestaat nicht berühren; sie scheint mir unzuweckmäßig, weil die wirtschaftliche Entwicklung nun einmal deutlich die Tendenz zeigt, Deutschland in die Reihe der Industriestaaten hinüberzuschieben, und weil Eingriffe in die Wirtschaftsentwicklung gefährlich und obendrein nicht im Stande sind, einmal gegebene Verhältnisse nachhaltig zu ändern. Ich treue mich unbedingt über die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat. Aber ich glaube, man kann auch als Sozialdemokrat, wie es ja Kautsky zum Beispiel gethan hat, eine gewisse Noth der Landwirtschaft zugeben; nur scheint mir der Glaube, dieser Noth durch Zölle abhelfen zu können, ein bedenklicher Aberglaube. Die Gründe der Noth liegen alle viel tiefer und eine wirklich durchgreifende Heilung des Uebels wird nach meiner Ansicht durch die Zölle gerade erschwert.

Die wirtschaftlich Schwächsten im Reich sind nach meiner Anschauung unsere Industrie proletarier; für sie ist es schon aus den angeführten steuertheoretischen Gründen nicht gleichgiltig, ob wir 3,50 oder 5 Mark Zoll auf Getreide legen. Es könnte auch für sie gleichgiltig sein, wenn es ihren gewerkschaftlichen Organisationen gelänge, die Löhne ohne Schwierigkeit auf eine höhere Stufe zu bringen. Aber wir sind wohl darüber einig, daß Das ohne Weiteres nicht geht.

Uebrigens liegt wirklich die Gefahr vor, daß die so belastenden Lebensmittelszölle, trotz allem Abstreiten, dem Abschluß von Handelsverträgen hundertlich werden können. Ich glaube, daß man im nationalen Hochgefühl die scharfen Angriffe der ausländischen Presse zu leicht nimmt. Wir dürfen ja nicht vergessen,

daß uns das Ausland insofern überlegen ist, als wir ja sein Getreide schließlich doch nehmen müssen, während sich leicht handelspolitische Kombinationen ausdenken lassen, die den wichtigsten fremden Staaten ermdöglichen, beim Bezug ihrer Industrieprodukte Deutschland zu umgehen. Aber selbst wenn wir Handelsverträge abschließen können, werden wir doch viel ungünstigere als die capriwischen nach Haus bringen. Es ist sicher richtig, daß die heutige Exportwuth den ruhigen Beobachter mit Grauen erfüllen kann; man sollte deshalb auch auf Mittel und Wege sinnen, sie nicht im bisherigen Maße fortzudauern zu lassen. Aber man sollte niemals vergessen, daß der Export ein ganz nothwendiges Korrelat der anarchisch-kapitalistischen Wirthschaft ist. Wenn wir unsere Arbeitermassen ernähren wollen, so giebt es nur zwei Möglichkeiten: entweder das Ventil des Exportes offen zu lassen und womöglich noch weiter zu öffnen oder, was mir viel vortheilhafter scheint, eine geschlossene Nationalwirthschaft zu begründen. Thun wir Das nicht und beschränken wir durch das Vereiteln oder Verschlechtern von Handelsverträgen ohne Weiteres unsere Exportindustrie, so schädigen wir nicht nur unsere Industriellen und Händler, sondern auch die von ihnen abhängigen gewaltigen Arbeitermassen. Die mir als einziger Ausweg erscheinende Nationalwirthschaft denke ich mir allerdings anders als die von der Agrarpartei proklamirte. Ihre Hauptbestandtheile wären: unbeschränkte Koalitionsfreiheit der Arbeiterschaft, um den innern Markt zu kräftigen, und hohe Industrieschutzzölle für alle Waaren, in denen uns das Ausland eine wirklich Verderben bringende Schleuderkonkurrenz macht. Vor Allem aber wäre Zollfreiheit der Nahrungsmittel nothwendig. Und zwar verstehe ich unter solchen nicht nur Getreide, Vieh und Landprodukte, sondern auch alle Stoffe, die nothwendig sind, um der Industrie die nöthige Nahrung zuzuführen, also auch alle Rohmaterialien und die meisten Halbfabrikate. Diese Entwicklung, der wir zustreben sollten, hat Amerika bereits durchgemacht; Rußland befindet sich auf dem besten Wege dazu; und auch England marschirt in dieser Richtung. England zeigt uns aber zugleich, daß nicht jeder Staat zur Bildung eines geschlossenen Wirthschaftsgebietes geeignet ist, sondern mancher sich Bundesgenossen suchen muß. Englands natürliche Bundesgenossen sind seine Kolonien, mit denen es über kurz oder lang zum Greater Britain sich vereinigen wird. Deutschlands natürliche Bundesgenossen sind ihm angewiesen durch seine geographische Lage; ihm bleibt nichts übrig als ein Zollbündniß mit Belgien, Holland, Oesterreich und Ungarn. Damit hätte es Rohmaterialien, Getreide und Industriefabrikate im eigenen Land; und dann läßt sich auch über die Frage der Industrieschützzölle und sogar der Agrarschützzölle diskutieren. Die mitteleuropäische Zollunion, nicht die internationale Zollfreiheit, ist das Ziel, dem wir entgegen streben und das wir zu erreichen suchen müssen.

Plutus.*)

*) Der Herausgeber möchte die Leser nicht mit einer Duplik belästigen. Sie haben die Möglichkeit, beide Darstellungen zu prüfen und den Werth der vorgebrachten Argumente zu wägen; und es wird ihnen gewiß angenehm sein, auch das zollpolitische Glaubensbekenntniß gebildeter Sozialdemokraten wieder einmal im ruhigen Ton nächsterner Sachlichkeit vortragen zu hören. Dabei bleibt freilich zu bedenken, daß die gewünschte Zollunion nicht leicht, die Reichseinkommensteuer in absehbarer Zeit gar nicht zu erreichen sein wird.

Drei Briefe.

Herr Dr. Hans Sommer in Braunschweig schreibt mir:

„Im Anschluß an die Notiz des Herrn Mag. Steuer im letzten Junihefte der ‚Zukunft‘ bitte ich, kurz darlegen zu dürfen, daß es auf dem deutschen Musikalienmarkt eigentlich noch viel schlimmer aussieht, als es nach den Ausführungen dieses Herrn den Anschein hat.

Die angegebenen hohen Preise mögen für umfangreiche Werke stimmen; für kleinere sind sie noch zu niedrig gegriffen. Neue Lieder von zwei oder drei Musikseiten kosten meist 80 und 100 Pfennige; wird ein großer Absatz erwartet, auch 50 Prozent mehr. Den theuren Werken geht aber das Publikum so lange wie möglich aus dem Wege, da zum Beispiel bei Vitollf achtzig der herrlichsten Lieder von Franz Schubert für 2 Mark zu erhalten sind, ein solches Lied also durchschnittlich 2½ Pfennig kostet. Das ist ein Segen für Viele, — leider aber ein recht später. Denn bis 1860 war auch Schubert theuer und nur einzelne seiner Lieder waren beliebt und verbreitet. Die Folge war eine Verflachung des Geschmacks. Die leichteren Lieder unserer „noblen Bänkelsänger“, wie Reißmann die Reißiger, Klüden, Abt und Genossen nennt, hätten nicht so versungen, wären die Klavirer bereits vor achtzig Jahren Gemeingut gewesen. An geistiger Nahrung hat es wahrlich in Deutschland niemals gefehlt. Diese aber alsbald und nicht erst nach langen Jahren allgemein zugänglich zu machen, ist ein wesentliches Interesse unserer künstlerischen Kultur. Schaffende, Vortragende und Genießende werden dann durch eine lebendige Wechselwirkung gefördert. Was hier hemmt und hindert, sind auch heute noch die hohen Preisstrahlen. Sie bewirken, daß unsere Musik erstarrter Richtung, von der hier allein die Rede ist, immer erst nach Jahrzehnten allgemein verstanden und gewürdigt wird. Wer den ‚Parfival‘ kennen lernen will, muß für den Klavierauszug 30 Mark, wer ihn studiren will, für die Partitur 250 Mark bezahlen. Nach zwölf Jahren aber kommt man wahrscheinlich für ein Achtel oder Zehntel des jetzigen Preises dazu. Liegt darin Sinn und Verstand?

Und fehlt eben noch eine geistige Volkswirtschaft. Wie die hohen Geistesgüter, die unsere Großen meist unter unerhörten Entbehrungen geschaffen und der Nation geschenkt haben, für deren Kultur zu verwerten sind, davon ist bisher kaum die Rede gewesen, auch in den Reichstagsverhandlungen nicht, die obendrein weniger auf das Wohl als auf das Weh unserer Urheber gerichtet waren. Man hat sich wiederum auf die in ihrer Isolirtheit barbarisch zu nennende Bestimmung beschränkt, daß jedem Urheber dreißig Jahre*) nach seinem Tode

*) Von einer Verlängerung der Schutzfrist auf fünfzig Jahre ist im Reichstage nur für das Aufführungsrecht die Rede gewesen, nicht aber, wie Herr Steuer anzunehmen scheint, für das hier lediglich in Frage kommende Vervielfältigungs- oder Verlagsrecht. Der längere, den Autoren wichtige Schutz des Aufführungsrechtes ist aber nicht nur des ‚Parfival‘ wegen, sondern auch deshalb gerechtfertigt, weil das Freiwerden von Werken nur den Theater- und Konzertunternehmern Lantienmen erspart, ohne daß die Aufführungen darum billiger und zugänglicher würden.

sein Eigenthum weggenommen wird, und zwar ohne irgend welche Entschädigung, während sonst jede Expropriation volle Entschädigung bedingt. Der Urheber aber bedarf dringend einer Belohnung; er hat — nicht nur wie jeder Expropriirte, sondern auch deshalb — ein Recht darauf, weil nach alter Erfahrung gerade echte Kunstwerke zur Zeit ihrer Entstehung nur selten geschätzt und gewürdigt werden, weil zumal ihr wirthschaftlicher Werth meist erst nach Jahrzehnten sich offenbart. Dann aber nimmt die Nation das Eigenthum gesetzlich in Anspruch. Andere Expropriationen erfolgen auch stets mit Rücksicht auf das öffentliche Wohl. Hier aber verwerthet die Nation die enteigneten Werke nicht etwa für Kulturzwecke: sie überläßt das kostbare Gut planloser Ausbeutung durch Verlegende und Aufführende, schafft auch damit den Nachlebenden eine erdrückende Konkurrenz. Nach wie vor aber wird der schaffende Künstler auf den Markt verwiesen. Dort aber „ist der Junker fehl am Ort.“ Denn der Markt kümmert sich wohl sehr um den Tagesgeschmack und den geschäftlichen Nutzen der am Handel Betheiligten, in keiner Weise aber um Kulturinteressen oder um Kunst und Künstler; auch hat er nichts für Das übrig, was ein Werk etwa später abwerfen kann. Das ist ihm „Zukunftsmusik“. Ein Beispiel für viele. Der fast vierzigjährige Richard Wagner war durch Aufführungen von Niernzi, Holländer und Lannhäuser schon zu Ansehen gelangt. Den Druck dieser Werke hatte er selbst bezahlen müssen. Jetzt war er froh, für das gesammte Verlagsrecht seines Vohengrin, den der Verleger in Weimar gehört hatte, 600 Mark zu erhalten, — und auch die nicht baar, sondern nur als Tilgung seiner Schuld auf einen von Breitkopf & Härtel bezogenen Flügel, also auf sein Handwerkszeug. Nun frage man die Firma, die bald fünfzig Jahre an dem Werk zehrt, wie viel jetzt, bei den hohen Preisen von Texten, Klavierauszügen und Arrangements, jährlich der Verlag des Vohengrin einträgt, und man wird ermessen, auf welcher Höhe der wirthschaftliche Werth der Waare angelangt ist, die der „Markt“ einst mit 600 Mark bewerthet hatte. Ist aber der Künstler auch an einem solchen Verlagserfolge nicht mit einem Pfennig theilhaftig: weshalb, wird man fragen, giebt er überhaupt sein Werk einem solchen Markt preis? Es ist leider die Noth, die ihn wieder und wieder dazu treibt: oft genug die äußere, immer aber die innere Noth: will er mit seinem Werk an die Oeffentlichkeit bringen, so sieht dahin kein anderer Weg als der reichlich mit Dornen bewachsene über den Musikalien-Markt.

Wie kommt es aber, daß die ungeschützten Werke so billig verkauft werden können? Daß kein Honorar darauf lastet, macht es nicht, denn auch neue Musik erster Richtung wird nur selten honorirt. Wohl aber haben jene Werke und ihre Autoren Zeit gehabt, bekannt, ja, berühmt zu werden. Im Kampf ums Dasein, der auch den musikalischen Kunstwerken nicht erspart bleibt, sind sie Sieger geblieben. Als unsere Klassiker lebten, hat auch nach ihnen kein Hahn gekräht; jetzt aber ist ihren Werken eine stattliche Verbreitung gesichert und deshalb erscheinen auch die billigsten Preise, wie sie die Konkurrenz bedingt, noch lohnend. Millionen von Katalogen fliegen durch die Welt und werben in jedem musikalischen Hause um Käufer. Unsere Sortimentshändler, die an billigen Preisen weniger verdienen, schüttelten anfangs dabei bedenklich die Köpfe. Allmählich haben sie sich damit abgefunden: der große Absatz macht die billigen Preise wett.

Wie sich der von Herrn Steiner empfohlene Vertrieb neuer Musik zu billigen

Preisen, und zwar bei einem unserer angesehensten und geachteten Verleger, wirthschaftlich darstellt, kann ich aus eigener Erfahrung berichten. Zehn Hefte mit Liedern und Balladen habe ich 1884 und 1886 in Henry Vitolffs Verlag (in dessen „Kollektion“) auf eigene Kosten erscheinen lassen. Im Durchschnitt gerechnet, ist der Ladenpreis eines Heftes $12\frac{1}{2}$, eines Liedes $13\frac{1}{2}$, einer Notenseite $3\frac{1}{2}$ Pfennig. Bis zum Jahre 1900 sind hiervon im Ganzen 17 208 Exemplare zum Ladenpreis von zusammen 20 895 Mark verkauft worden. Wie vertheilt sich dieser Ertrag? Die Sortimentshandlungen haben fast durchweg 50 Prozent Rabatt vom Verleger erhalten; ihr Antheil am Erlöse beträgt 10 519.5 Mark (für das Heft 61 Pfennig). Käufern wird bei so billigen Netto-Artikeln nur in seltenen Ausnahmefällen Rabatt vom Sortimenter gewährt; hätte aber selbst jeder vierte Käufer 20 Prozent Rabatt erhalten, so verblieben dem Sortiment immer noch 9474.75 Mark (für das Heft 51 Pfennig) als Erlös. Der Verleger hat mit 1462.65 Mark seine Vorkosten (Versendung, Auslieferung, Katalogdruck) bestritten; sein weiterer Antheil — worauf die allgemeinen Unkosten seines Geschäftes lasten — beträgt immerhin noch 2644.35 Mark. Mein kontraktlicher Antheil hat genau 30 Prozent vom Ladenpreis, also 6268.50 Mark, ausgemacht. Nicht erfreulich. Dafür aber hatte ich die Waare fix und fertig abzuliefern. Der Firma mußte ich sofort 5345.70 Mark für Stich, Druck und Papier vergüten; mein Rest von 922.80 Mark reicht für eine vierprozentige Verzinsung dieses Kapitals kaum aus. Was ich persönlich für Bücher, Kopialien, Bekanntmachung der Lieder und ähnliche Dinge angewendet habe, bleibt also vorläufig ungedeckt. Von der künstlerischen Arbeit rede ich nicht: die Freude daran muß mir genügen. Immerhin ist eine so ansehnliche Verbreitung bei neuen Werken ein Erfolg zu nennen und ich bleibe den ausgezeichneten Sängern, die mir dazu verholfen haben, herzlich dankbar.

Hiernach beansprucht also der Handel, der auch jetzt auf keine billigeren Bedingungen sich einläßt, 70 Prozent vom Erlöse selbst dann, wenn ihm die Waare fertig überliefert wird und sein Kapital nicht das geringste Risiko zu tragen hat. 17 208 solcher Hefte den Käufern zu übermitteln, kostet 14 626.50 Mark (für das Heft 85 Pfennig); das fast Dreifache dessen, was Stich, Druck und Papier gekostet haben. Daß dann für den Autor und Unternehmer auch nach sechzehn Jahren nichts übrig bleibt, ist kaum verwunderlich. Doch will mir die Nothwendigkeit nicht so recht in den Sinn. Ich Unbefangener dachte immer, auf die Schaffenden und Genießenden komme es zunächst an, der Musikhandel habe nur den Zweck, zwischen beiden Gruppen möglichst zweckmäßig, also auch billig, zu vermitteln. Mehr und mehr zeigt sich aber, daß die hohe Blüthe unseres Musikhandels zum Selbstzweck geworden ist. Bei den bisherigen Beispielen handelte es sich nur um recht billige Artikel; bei der theuren Musik aber tritt das Ueberwuchern der Handelsinteressen leider noch mehr hervor. Und zwar nicht nur im Verhältnis der Preise, denen entsprechend der Sortiment-Antheil größer ist. Das Publikum ist nämlich, wie ich schon erwähnte, durch die ungemein billigen Preise der Konkurrenz-Ausgaben sehr verwöhnt. Ist ihm auch, wie die Verleger meinen, für Mode-Artikel kein Preis zu hoch, so findet doch unbekannt neue Musik zu hohen Preisen nur dann Absatz, wenn der Sortimentshändler sie glänzend zur Schau stellt, wenn er ferner durch Empfehlen und Zureden,

wohl auch durch einen mäßigen Rabatt auf den ungeschliffenen Käufer einzuwirken weiß. Die Verleger haben also Alles aufzubieten, um die Sortimentere für die Begünstigung gerade ihrer Werke zu gewinnen. Gute Beziehungen, auf Gegenseitigkeit gegründet, sind werthvoll; sicherer noch ist in diesem Wettbewerb die Einräumung eines großen Theils am Kaufgewinn. Das wirksame Zauberwort heißt ‚Rabatt‘; der damit gewährte Preisnachlaß bedeutet den Antheil des Sortimenters am Erlös. Dieser Rabatt beträgt bei ‚ordinär‘-Artikeln mindestens 50 Prozent. Nun giebt es aber besondere Vergünstigungen: pro novitate — Das heißt: zur Einführung neuer Werke — wird mit 75 Prozent, also zu einem Viertel des Ladenpreises, geliefert; ‚à condition‘, gegen baar, 7/6. Das heißt: auf sechs bezahlte Exemplare das siebente frei, bedingt weitere Abstufungen. Ein Leipziger Verleger giebt ‚60 Prozent, zur Einführung aber viel mehr‘; ein anderer geht unter Umständen bis zu 90 Prozent; ein dritter schreibt mir: ‚Wie Sie wissen, ist der geringste Rabatt auf ordinär-Artikel 50 Prozent und 7/6; viele Firmen erhalten 60 Prozent und 7/6, andere 66 $\frac{2}{3}$ und 7/6 und überseeische 75 Prozent und 7/6; als Durchschnittsrabatt kann man wohl 66 $\frac{2}{3}$ Prozent rechnen (Das heißt: dem Sortimenter verbleiben zwei Drittel des Ladenpreises als sein Antheil). Wir Verleger individualisiren; darin liegt unser Geheimniß gegenüber den Selbstverlegern.‘ Wie bescheiden und solide erscheint hiergegen der dem Schwanken kaum ausgelegte Buchhändler-Rabatt von 20 oder 25 Prozent! Will aber der Verleger bei so hohen Rabatten auf seine Kosten kommen und Etwas erübrigen, so muß er sich nothgedrungen durch hohe Preise schablos zu halten suchen, die wiederum dem Sortimenter nur willkommen sein können. Beide Theile finden einen solchen Wettbewerb kaum bedenklich, weil die Interessen vielfach verquickt, die meisten Verleger auch Sortimenter sind: was ihnen in der einen Eigenschaft entgeht, wächst ihnen in der anderen wieder zu. So drängt Alles zu hohen Rabatten, die unausbleiblich hohe Preise im Gefolge haben. Da aber dabei für die Autoren nur selten ein Honorar verbleibt, obwohl das Publikum die Waare mit einem Vielfachen des Herstellungswerthes zu bezahlen hat, so tragen Autoren und Publikum die Kosten dieses Interessentkampfes. Und doch muß diesem tollen Wettbewerb gegenüber immer wieder auf die eigentliche Aufgabe der geistigen Volkswirtschaft verwiesen werden: gute Musik zu wohlfeilen Preisen rechtzeitig allen Schichten unseres Volkes zugänglich zu machen. Unser auf sein eigenes Gedeihen nur allzu sehr bedachter Musikhandel mag sich freilich auf solche Bahnen nicht lenken lassen. Unserem Volk, das ruhmvoll an der Spitze des musikalischen Schaffens steht, müßte aber daran gelegen sein, hier Wandel zu schaffen und sich auf einen vernünftigeren Vertrieb von Musikalien zu bestimmen, der den Kulturinteressen wie denen der Schaffenden besser gerecht wird. Ein radikales Eingreifen unserer Waarenhäuser, von dem Herr Steuer spricht, würde wahrscheinlich die Verwirrung nur steigern, auch kaum im Stande sein, den Musikhandel auf seiner unseligen abschüssigen Bahn aufzuhalten.“

Ein Brief aus dem new-yorker Juli:

„Hochverehrter Herr Garten,

die Ringos und die sonstigen Ueber-Yankes sind verschmupft, ganz fürchterlich verschmupft. Und zwar ob der Rede, die Professor Jakob W. Schurmann als Präsident

der angesehenen ‚Cornell Universität‘ im Städtchen Ithaca, Staat New-York, beim Schluß des Semesters gehalten hat. Der Professor sprach sich in Worten höchster Anerkennung über die großartige Freigiebigkeit aus, mit der amerikanische Milliardäre wie der Stahlkönig Andrew Carnegie oder der Petroleumkönig John Rockefeller Erziehungsanstalten bedenken. Diese Freigiebigkeit und die öffentliche Schule bezeichnete er als die beiden ermutigendsten Züge des geistigen Lebens in Amerika und fuhr dann fort: ‚Doch obwohl wir ein Recht haben, auf die allgemeine Verbreitung von Bildung unter unserem Volk stolz zu sein: in unseren geistigen Erziehungsinstitutionen haben wir eine bedenkliche Lücke, die wir bisher nicht auszufüllen vermochten. Gerade jetzt erscheint es an der Zeit, davon zu sprechen, denn das Land gedeiht und der Geist der Selbstzufriedenheit herrscht überall. Auch der Platz, es zu erwähnen, bläht mich der rechte, denn der Defekt betrifft unsere Gymnasien und Universitäten. Er liegt darin, daß wir, während wir in der Industrie leitende Geister hervorgebracht haben, uns mit einer untergeordneten Stellung im geistigen Leben begnügen. In Kunst, Literatur und Wissenschaft sind wir weit hinter Europa zurück. Lassen Sie mich ganz aufrichtig sprechen. Abgesehen vom Gebiet der Politik und der Erfindungen hat Amerika nicht einen einzigen Mann hervorgebracht, dessen Name am geistigen Juchament neben Namen wie Raffael, Shakespeare, Kopernikus, Newton, La Place, Goethe oder Darwin glänzen wird. In allen materiellen Dingen werden wir bald den ersten Platz in der Welt erringen. In geistiger Beziehung sind wir noch immer von Europa abhängig.‘ Also sprach Professor Schurman. Was er sprach, ist von Gewicht, denn er genießt einen ausgezeichneten Ruf als Gelehrter. Auch in der Politik hat er eine Rolle gespielt. Er ist ein persönlicher Freund des Präsidenten McKinley und wurde von ihm früher als besonderer Bevollmächtigter nach den Philippinen gesandt, um über die dortigen Verhältnisse Bericht zu erstatten. Zu bewundern ist der Freimuth, mit dem Professor Schurman Amerikas geistige Inferiorität offen zugegeben hat. Solches auszusprechen, gilt im Lande der neunmal Ringen und Ueberlegenen (We beat the world!) als Hochverrath. Gewöhnlich sind es nur die angeblich neidischen und verleumderischen ‚foreigners‘, die in ihrer Schilderung amerikanischer Mängel kein Maß vor den Mund nehmen und dafür von allen braven Amerikanern oder degenerirten Deutsch-Amerikanern verabscheut werden. Thatsächlich bieten denn auch Schurmans Aeußerungen nur eine Bestätigung Dessen, was schon vor ihm ein Deutscher beobachtet hat: der treffliche Professor Hugo Münsterberg, der als Psychologe an der berühmten ‚Harvard Universität‘ in Cambridge, Staat Massachusetts, wirkt und den Lesern der ‚Zukunft‘ längst vorthellhaft bekannt ist. In einem fesselnden Artikel, der unter dem Titel ‚The Germans and the Americans‘ im bostoner ‚Atlantic Monthly‘ erschien, sagte Münsterberg: ‚Deutschland hat in Mommsen und Bichow, in Böcklin und Menzel, in Gerhart Hauptmann, in Koch und Müntgen und vielen Anderen hervorragende Männer, die von keinem lebenden Dichter, Künstler, Gelehrten oder Forscher in Amerika erreicht werden. Vor Allen würde keiner von ihnen die selbe Höhe erreicht haben unter den Verhältnissen, wie sie die amerikanischen Institutionen bieten. Ueberall finden wir in diesem Lande anständige, solide Leistungen, nirgends jedoch ein Meisterwerk; zehntausend ausgezeichnete öffentliche Vorlesungen jeden Winter und nicht einen einzigen großen Gedanken darin. Es kann auch nicht anders sein. Die öffentlichen Institutionen bieten keine soziale Belohnung für ideale Größe. Folglich wenden sich die besten Geister dem

Bankgeschäft, dem Eisenbahngeschäft oder der Rechtspraxis zu.' Münsterberg drückt Das noch anders aus. Er findet den Grund für die geistige Inferiorität des Amerikaners in dem demokratischen Geist des Landes. Nur der aristokratische Geist bringe geistige Werthe hervor. Dann hätte also Amerika die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Denn der demokratische Geist verschwindet mit der in Amerika üblichen Galoppgeschwindigkeit und macht dem aristokratischen Geist, dem Geist Europas, Platz.

HENRY F. URBAN."

Ein höherer Offizier a. D. schreibt:

„In der Frankfurter Zeitung las ich neulich: Ein preussischer Unteroffizier, der die Unteroffizierschießschule besucht, dann dem Lehrbataillon angehört hat, trägt, wenn er von einem der Leibregimenter, bei dem er bereits die Schießauszeichnung erhalten hat, in das hannoversche Füsilierregiment Nr. 73, und zwar in die Compagnie, die die besten Schießresultate im zehnten Armee-corps erzielt hat, versetzt wird und dort wiederum die Schießauszeichnung erhält, folgende Abzeichen: an den Aermelausschlägen statt der gewöhnlichen Knöpfe erhabene gearbeitete kleine Adlerknöpfe (Unteroffizierschießschule), am unteren Rande der Achsellappen farbige Wollschnüre (Lehrbataillon), den neu eingeführten Schießorden (als bester Schütze vom Leibregiment), oberhalb der Aermelausschläge kornblumblaue Bänder mit der gelb gehaltenen Aufschrift Gibraltar (Abzeichen der hannoverschen Füsilier), auf dem linken Aermel das messingene Schießabzeichen (als Angehöriger der Compagnie mit den besten Schießresultaten) und endlich die gewöhnliche Schützenknaur mit so und so vielen Troddeln (als Schießauszeichnung). Hat er bereits im Jahre 1897 gedient, die China-Expedition mitgemacht und eine achtjährige Dienstzeit hinter sich, so kommen noch hinzu die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnismedaille, die China-Gedenkmünze und die sogenannte Brottschnalle. Ist er Fahnen-träger des Bataillons, so trägt er außerdem noch einen messingenen Ringtrager um den Hals.' Ich bin schon zu lange dem aktiven Dienst entzückt, um beurtheilen zu können, ob diese Angaben im Einzelnen genau richtig sind. Wie wohl Jedem, der dem Heer anzugehören die Ehre gehabt hat, ist aber auch mir das rasche Wachsen der Menge militärischer Schmuckgegenstände oft aufgefallen. Und häufig habe ich von aktiven Kameraden gehört, daß in gar nicht seltenen Fällen selbst sie nicht mehr im Stande seien, Sinn und Werth der vielen verschiedenen Abzeichen zu erkennen und zu unterscheiden. Das wäre noch nicht das Schlimmste, — trotzdem wir doch wünschen dürften, daß jeder der Armeegedächtnis-träger von den Kameraden aller Chargen sofort nach Rang und Dienstauszeichnung erkannt werde. Immerhin noch wichtiger dünkt mich die Frage, ob durch die Häufung sichtbarer, zur Schau gestellter Auszeichnungen nicht in schwachen Naturen ein Strebergeist geizt und ein wesentlicher Theil altpreussischen Soldatenthumes zerstört wird. Wir haben unsere Hauptschlachten im schmutzigen Noth geschlagen; und es hat uns auch vor der Verleihung mehr oder minder bunter Abzeichen nie an guten Schützen gefehlt. Es schmerzt uns, die frankfurter Schilderung in sozialdemokratischen Blättern, die dem Heer ja gern was ans Zeug fließen, von der Bemerkung begleitet zu sehen, auch hier handle sich um ‚ein Stück dekorativer Politikk'; und wir fürchten, es könne noch dahin kommen, daß nach einem Kriege das schlichte Eiserne Kreuz in der Fülle farbiger Bänder, Schnüre, Troddeln, der glühenden Denkmünzen und Rippen dem Auge verschwindet.“